Münster.1929 № 19 Phil. Diss.

Germanistik

Ch. D. Grabbes Briefe als biographische Quelle.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster i. W.

vorgelegt von

Carl Heinrich Hillekamps

(geb. zu M.-Gladbach).

C. J. Fahle G. m. b. H., Münster i. Westf., Neubrückenstraße Nr. 11
1929

Germanistik

Ch. D. Grabbes Briefe als biographische Quelle.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster i. W.

vorgelegt von

Carl Heinrich Hillekamps

(geb. zu M.-Gladbach).

C. J. Fahle G. m. b. H., Münster i. Westf., Neubrückenstraße Nr. 11

1929

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Tag der mündlichen Prüfung: 21. Dezember 1928.

Referent: Prof. Dr. J. Schwering.

Geschenk an N. H.

zu Ostern 1929.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Kapitel. 9

Charakter und Weltanschauung Grabbes im Spiegel seiner Biographen.

Grabbes Briefe als biographische Quelle.

II. Kapitel: A. Die zerstörenden Gewalten in seinem Wesen 31

III. Kapitel: B. Die positiven Elemente in seinem Wesen 48

IV. Kapitel: C. Grabbes Verhältnis zum Leben, zur Geschichte und zur Kunst 60

V. Kapitel: D. Grabbes Verhältnis zum Mitmenschen: Liebe, Freundschaft 71

Anhang: Zeigt der Briefwechsel eine Entwicklung? Neue Grabbebriefe 83

Literaturverzeichnis 96

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546201_0077

I. Kapitel

Charakter und Weltanschauung Grabbes im Spiegel seiner Biographen.

Auf wenige jener unglücklich genialischen, innerlich zerrissenen Dichter, an denen die deutsche Literaturgeschichte der beiden letzten Jahrhunderte reich ist, paßt das Wort Goethes von einem, dem „sein Leben wie sein Dichten zerrann, weil er sich nicht zu zähmen wußte", besser und schlagender als auf Christian Dietrich Grabbe.

Es ist für den, der dieses Leben zurückschauend verfolgt, nicht anders, als hätten sich hier in der Tat alle Mächte der Zerstörung, alle dunklen Kräfte des Bösen und der Vernichtung, zusammengetan, um gleichsam ein Schulbeispiel menschlicher Zerrissenheit und Zwiespältigkeit hinzustellen, das todgeweiht war durch seine bloße Existenz.

Man kann wohl sagen, daß die Erscheinung Christian Dietrich Grabbes durch die Potenz ihrer „inneren Unmöglichkeit", — um diesen Zustand zu umschreiben — einzig dasteht in der deutschen Literaturgeschichte des vergangenen Jahrhunderts: Wir kennen eine Reihe zum Teil pathologischer Gestalten, wie etwa Niebergall, Lenau, Leuthold, Griepenkerl, Büchner, aber keinen, auf dessen Stirn das "Mal der Dichtung" so unverkennbar, schicksalhaft furchtbar als ein „Kainstempel" (Freiligrath, „Bei Grabbes Tode") brannte, wie auf der Grabbes.

Es liegt im Wesen dieses Schicksals „Grabbe", daß seine dramatischen Dichtungen unpopulär blieben, in demselben Maße, wie sein Charakter und die inneren und äußeren Umstände

seines Lebens die Literaturhistoriker, die Psychologen, ja, die Mediziner interessierten. In diesem Zusammenhang ist charakteristisch, daß gleich unmittelbar nach seinem Tode mehrere Bioagraphien erschienen, während die Publikation der Gesammelten Werke mehrere Jahrzehnte auf sich warten ließ. Da ist zunächst 1837 Ernst Willkomms Studie über Grabbe in den „Jahrbüchern für Drama, Dramaturgie und Theater", später abgedruckt in „Blitze" (Leipzig 1846); (vgl. Hinnah, Ernst Willkomm, Bocholt 1915 (Münst. Diss.) S. 52), 1838 Ernst Dullers stark unter dem Einfluß Luise Grabbes geschriebenes „Leben Grabbes", das der „Hermannschlacht" voransteht; gleichfalls 1838 in Immermanns Memorabilien das liebevoll ausführliche, von feinem Verständnis diktierte Kapitel „Grabbe", das zugleich mit dem Briefwechsel zwischen Grabbe und Immermann bekannt machte; 1855 sodann die eingehende, in manchen Ansätzen fühlbar gegen L. Grabbe und Duller gerichtete Schrift „Grabbes Leben und Charakter" von des Dichters Freund Karl Ziegler; schließlich 1870 R. v. Gottschalls Biographie, als Einleitung zu seiner Ausgabe von Grabbes Werken, die übrigens nicht vollständig ist. (Von späteren Angaben der Werke, auf die wir im Anhang bei der Betrachtung der Briefpublikationen näher eingehen werden, seien hier genannt: 1874 die von Oskar Blumenthal, gegen die sich allerdings vom philologischen Standpunkt aus manches einwenden läßt, 1902 die weitaus sorgfältigere von Ed. Grisebach, 1908 die von Otto Nieten, dem verdienten Biographen, besorgte, und schließlich 1914 die bisher vollständigste, die in unserer Arbeit auch bei allen Zitaten herangezogene Ausgabe von Spiridion Wukadinowic.)

Gottschall spricht zum ersten Mal von Grabbe als einer pathologischen Erscheinung, zweifellos mit Recht; denn — wäre das große Maß von Unvollkommenheit und Disharmonie, das in Grabbe beschlossen liegt, allein auf das Konto seiner dichterischen Begabung zu setzen, wie das etwa Duller und Ziegler, wenn auch nur stillschweigend, tun, so müßte jeder große Dichter an ähnlich tragischer Zerrissenheit scheitern. Es ist vielmehr bei Grabbe so, daß seine menschliche Kraft — aus welchen Gründen, wird im folgenden zu untersuchen sein — der künstlerischen nicht die Wage hält, und daß so jenes unglückselige Mißverhältnis entstand, das Grabbes Schicksal charak-

terisiert . . . . Dieses pathologische Moment griff 1898 C. A. Piper in seinen „Beiträgen zum Studium Grabbes“ auf und machte es zum beherrschenden seiner Betrachtung, die trotz vieler einzelner bedeutsamer Züge insofern höchst einseitig werden mußte, als ihr Verfasser nur das Pathologische, nur das Kranke in Grabbe sah, und nicht das — in seinem Endergebnis hier zwar wiederum unglückliche — ständige Widerspiel der gesunden und krankhaften Kräfte. Erst die getreuliche Beobachtung solchen Kampfes, der — das ist Grabbes unheimliches Schicksal — tragisch enden mußte, weil die Mächte der Vernichtung in ihm stärker waren als der Drang zur Harmonie, erst die objektive Würdigung aller einzelnen Stadien dieses furchtbaren Spiels, die nichts mehr gemein hat mit moralisierender Verurteilung noch mit kritiklosem Geniekult, konnte dem Menschen Grabbe gerecht werden: Einen gelungenen Versuch dazu darf man in O. Nietens 1909 erschienener Biographie „Grabbes Leben und Charakter“ erblicken: „Vom Maßstab der sittlichen Prüfung und von der blinden Verzückung kamen wir zu einer ruhigeren Betrachtung; Verurteilen und Bewundern erscheint nun als eine primitive Stufe der Anschauung; viel lockender ist das Eindringen in die Erscheinungen von widerspruchsvoll zusammengesetzter Eigenart, die Erkenntnis der mannigfachen Möglichkeiten launisch bizarren Schöpfungsspiels, und unheimlichen Reiz hat es, eine Menschlichkeit von allen Seiten zu belauschen, bis man mit inneren Sinnen all' die Triebstacheln und Schicksalsfedern wahrnimmt, die solchen Geschöpfes Handeln bestimmen.“ So formuliert F. Poppenberg[1]) diese Haltung dem Menschen gegenüber.

Zu einem gänzlich andersgearteten, geistesgeschichtlich-philosophisch orientierten Versuch, nämlich: Die Erscheinung Grabbes in die deutsche Geistesgeschichte einzuordnen, bildet einen Anfang P. Adams 1927 erschienene Schrift: „Grabbes Weltbild im Herzog Theodor von Gothland“, in der er, (wie derselbe Autor seine Grundansicht konkret in einem im Münsterischen Anzeiger 1926, Beilage „Am Weg der Zeit“ erschienenen Aufsatz „Zur Weltanschauung Grabbes“ zusammenfaßt) aufdeckt, daß „Grabbes Welt eine Satanologie oder Dämonologie zugrunde“ liege, wäh-

[1]) Voss. Ztg. Nr. 24, 1903, Beilage.

rend die meisten anderen Dramatiker auf einer „irgendwie gearteten Theologie" aufbauen. Dehalb bedeutet ihm Grabbe „wenn auch nicht die größte, so doch eine sehr symbolische" Gestalt der deutschen Geistesgeschichte . . . .

✸

Es sei zunächst festgestellt, daß Grabbes Charakter so unendlich schwierig auf eine Linie zu bringen, eindeutig festzulegen ist, daß allein dehalb seine zahlreichen Biographen so verschiedenartig über ihn urteilen, weil der eine mehr diesen, der andere mehr jenen Zug seines Charakters deutlich sah und hervorhob. Gerade seine Vieldeutigkeit, gerade die Zwiespältigkeit seines Wesens ist typisch für ihn. Darin ist er echter Westfale, wie schon Kracke[2]) ihn begriff. — Daß die innere Gegensätzlichkeit, die communio oppositorum, leicht dem spezifisch westfälischen Menschen eignet, weiß auch Schulte[3]), der geradezu behauptet, wir müßten „schon eine Vielzahl von Eigenschaften nennen, ... um das Wesen von Westfalens Land und Leuten auch nur in etwa wirklichkeitsgetreu wiederzugeben". Diese Eigenschaften aber ständen ihrerseits „in einem rätselhaften Widerspruch". Ähnlich äußert sich L. Schücking in seinen Lebenserinnerungen.

Das hat auch Ziegler gespürt, wenn er[4]) Grabbe einen „Proteus in hundert Gestalten und nirgends zu fassen" nennt. (Immermann spricht einmal von ihm[5]) als dem „westfälischen Bauer par exellence".)

Stets begegnet uns diese Zwiespältigkeit bei Grabbe, den „keine Formel ganz deckt"[6]). Nieten hat in seiner Biographie Grabbes psychologische Situation einmal sehr fein umrissen[7]):

„Das psychologische Drama voll von Konflikten, das sich in Grabbes Inneren abgespielt hat, ... läßt sich etwa so formulieren: ein stahlscharfer Verstand, eine bis zur Verwilderung

[2]) a. a. O. S. 16/17.
[3]) a. a. O. S. 19 („Das rätselhafte Westfalen").
[4]) a. a. O. S. 139.
[5]) Vgl. Nieten i. Grabbebuch üb. „Grabbe und Immermann" S. 61.
[6]) Vgl. Nieten im Grabbebuch ebd. S. 57/58.
[7]) Biographie S. 446/47.

üppige Einbildungskraft und eine verborgene, keusch verschlossene Gemütstiefe bilden scheinbar jedes für sich eine hohe Gabe, die aber wieder nur als harmonischer Dreiklang beglücken. Aber bei Grabbe stoßen sich diese seelischen Grundkräfte ab und fliehen zentrifugal auseinander . . . . Weder die nackte Wirklichkeit des Verstandes beglückt, noch das Extrem des Phantasierausches, dem nun der Dichter, angstvoll vor dem ernüchternden Erwachen bangend, durch Feuerwasser und Spirituosen Dauer zu leihen versucht. Daher Grabbes Alkoholismus! Nur selten schenkten ihm die Götter eine ganz reine Wirkung. Das geschieht dann, wenn eine verborgene Gefühlstiefe sich öffnet und das deutsche Gemüt sich regt voll wunderbarer Sehnsuchtsstimmung . . . ."

So steht Grabbe vor uns: Ein im Kern gutmütiger, weicher, lenkbarer Mensch, der dennoch zu gröbstem Eigensinn, zu brutaler Rohheit sich steigern oder erniedrigen konnte. Gerade, offen, zuweilen bis zur Unhöflichkeit ehrlich, — dann wieder verschlagen, heuchlerisch, wenn ihm der Zweck die Mittel heiligt; voll eisernen Fleißes, die Nächte als Schüler durchwachend [8]) — und doch hemmungslos dem Alkohol verfallen. Dicht beieinander wohnten in seinem Kopfe die tiefen, kosmisch bewegten Gedanken und kindische, alberne Späße, deren uns Ziegler eine ganze Reihe zu berichten weiß. Alles, was er tut, tut er bis zum Exzeß, — nie begriff er den Weg des Maßes und der Mäßigung. Aber stets ist er in einer geheimnisvollen Dialektik seines inneren Seins unausgesprochen wiederum das Gegenteil von dem, was er im Augenblick scheint, — deshalb seine Maßlosigkeit, die eine Art Selbstbetäubung ist. Dazu paßt, was Duller [9]) von ihm sagt: „Die Wahrheit war ihm nur durch anhaltenden, hartnäckigen Widerspruch zu entlocken." [10])

Auch später [11]) meint Duller den nämlichen Zug bei ihm, wenn

---

[8]) Vgl. Ziegler, a. a. O. S. 15.

[9]) a. a. O. S. 13.

[10]) Wahrscheinlich stammt diese Erkenntnis von Luise Grabbe, wie wir aus Nieten, „Neue Kunde über Grabbe", S. 132, ersehen: „. . . und nur endlich allein einmal durch unermüdlich hartnäckigen Widerspruch seitens eines Gegners war die Wahrheit aus ihm herauszubringen" (Luise Grabbe an Freiligrath).

[11]) a. O. S. 64.

er erzählt: „. . . . Bloßes Zustimmen haßte er bis in den Tod . . . nur im Widerspruch . . . . wurde er behaglich".

Tragisch wurde solche innere Zerrissenheit, sobald Grabbe sie — was wir bei seinem wachen Intellekt schon sehr früh annehmen müssen — erkannte. Er trug eine heimliche Sehnsucht nach der Unkompliziertheit, der Einfachheit, der eindeutigen Linie (ob nicht vielleicht ein gut Teil seiner Kunst, sein sogenannter „Lapidarstil", seine lakonische Knappheit aus dieser Sehnsucht erwuchs?) Ein winziger Zug, den Duller [12]) an ihm bemerkte und den er so nebenher erzählt, beleuchtet das klar: „Er wollte nie und nirgends als schwach erscheinen, eben weil er vielleicht manchmal seine Schwäche fühlte — der beste Beweis für meine Behauptung ist wohl, daß es ihm, wenn er bei guter Laune war, ein besonderes Vergnügen gewährte, sich auf seine Stärke etwas zugute zu tun: — „ja, ich bin hart" — „ich bin einer", — „ja, das glaube man mir nur".

Auch Nieten [13]) sieht diese Tragik: „. . . . er litt unter dem Zustand, anders zu sein als zu scheinen".

Mit der tragischen Erkenntnis seiner inneren Zerrissenheit setzt notwendig der Eigensinn ein, den übrigens auch Duller [14]) als einen „Hauptzug seines Wesens" anspricht.

Es war nichts anderes als verdeckte Schwäche, gewaltsame, verkrampfte Opposition gegen ein Geschick, das ihn zu dem gemacht hatte, was er war. Gleich neben solchem eigensinnigen Opponieren, neben dem verbissenen „Anders-sein-wollen", steht allerdings der Stolz auf die eigene Art, eine neue Umkehrung des Eigensinnes, der sich nun gleichsam in sich selbst verbeißt [15]).

Gewiß hat Ziegler recht, wenn er diese Form des Eigensinnes, die schon Eigenbrödelei ist, mit der gerade zu Grabbes Zeit allgemeinen „Hochachtung vor dem Originellen, Formlosen und Barocken" [16]) in Zusammenhang bringt, jenem Geniekult, der mit dem Sturm und Drang anhebt und über die Romantik fort-

---

[12]) a. a. O. S. 57.
[13]) Neue Kunde, S. 131.
[14]) a. A. O. S. 18/19, vgl. auch Nieten Biogr. S. 420.
[15]) Vgl. Ziegler, S. 97.
[16]) a. a. O. S. 22.

dauert. Er habe auch entscheidenden Einfluß auf den jungen Grabbe gehabt.

Ein ähnlich beherrschender Zug wie sein Eigensinn ist seine eigenartige Menschenscheu, — bezeichnend, daß sie ebenso wie jener aus einer inneren Schwäche kommt, worüber noch später mehr zu sprechen sein wird. Grabbe war schüchtern. Duller erzählt[17]), daß er weder durch Einladungen noch durch Bitten der Eltern zu bewegen war, bei seinem Gönner, Archivrat Clostermeier, einen Besuch zu machen. Auch später, als erwachsener Mann, behält er diese Menschenscheu, — wie er sich etwa „aus persönlicher Schüchternheit lieber schriftlich als persönlich dem Regierungrat von Meien vorstellte". [18]) [19]).

Typisch für Grabbe aber ist, daß er ein solches Gefühl durch das Gegenteil erdrücken will: In Wahrheit schüchtern, tut er überlegen. Piper stellt so[20]) fest, daß ihm „namentlich die Spiele der Jugend, wo es auf Ordnung und Unordnung ankam, verhaßt" waren[21]). „Während die anderen Knaben in hellen Haufen zum Soldatenspiel hinausziehen, steht er seitab — und, (das ist das Bezeichnende), während er seine Einsamkeit wohl fühlt, setzt sich sein Bedauern darüber in hämischen Spott um, und mit altklugen Worten geißelt er das kindliche Spiel seiner Altersgenossen . . . . Grabbes Sucht, das eigentliche Gefühl zu verheimlichen und größer zu erscheinen, als er ist, tritt uns hier zum ersten Mal entgegen".

Sein im Grunde keusches Verbergen des Gefühls wird aber dann immer mehr zu einer Freude an der Verstellung als solcher. Ohne Mystifikation kann er nicht mehr leben[22]); schon Ziegler erzählt uns manche Anekdote, die seine Neigung zur Mystifikation beleuchtet. So sei er eines Tages[23]), während er

---

[17]) a. a. O. S. 12.
[18]) Nieten Biogr. S. 137.
[19]) Verstellung wird ihm zur zweiten Natur. Vgl. Duller a. a. O. S. 12: „. . . bestimmten ihn, alle Gedanken und Empfindungen, die ihm heilig waren, fest in sich zu verschließen, und sie lieber ganz zu verbergen, als Gefahr zu laufen, sie verspottet zu sehen. Diese Verstellung wurde ihm zur anderen Natur."
[20]) a. a. O. S. 19.
[21]) Vgl. auch Piper S. 23/24.
[22]) Vgl. Nieten, Biographie, S. 142.
[23]) Ziegler, a. a. O. S. 20/21.

in seiner Stube saß und den Caesar präparierte, von einem Mitschüler besucht worden. Sobald er dessen Schritte hörte, habe er Lexikon und Caesar weggeworfen, und nach einem alten Roman gegriffen, — „gleich, als ob er glauben machen wollte, daß er sich mit nichts Ernsthaftem beschäftige und alle Schwierigkeiten vermöge seines angeborenen Genies überwinde". Später, als seine ersten dramatischen Werke erschienen sind, sendet er dem Verleger frischweg Selbstrezentionen (worüber im zweiten und fünften Kapitel unserer Arbeit mehr zu sagen sein wird). Das menschlich Bedauerliche dieses Triebs zur Lüge, zur Verschleierung ist allerdings, daß Grabbe selbst auch gegen seine Mitmenschen mißtrauisch wird: Ein Grund mehr, weshalb soviel Zwietracht und klägliche Enttäuschung seine Ehe charakterisiert.

. . . . .

So stellte Ziegler fest[24]), daß Grabbe „nur zu oft geneigt war, hinter dem Edelmut anderer eigennützige Triebfedern hervorzusuchen." Und nicht nur seine innere Einstellung zu den Menschen, seine Wertung der Motive ihres Redens und Tuns ward durch seinen Trieb zur Lüge vergiftet, sondern das Mißtrauen färbte auch seinerseits wieder auf sein Handeln ab: er wurde leicht schadenfroh. Auch das bezeugt Ziegler[25]): „Er hatte wirklich etwas Schadenfrohes und konnte laut auflachen, wenn sich andere ärgerten." Wiederum ein Zeichen für das, was wir schon einmal die „Dialektik seines inneren Seins" — das Widerspiel seiner gegensätzlichen Kräfte — nannten, ist, daß diesen Zügen der Unwahrhaftigkeit und des Mißtrauens auf der anderen Seite unbedingte Ehrlichkeit[26]) und eine gewisse Vertrauensseligkeit

---

[24]) a. a. O. S. 58.

[25]) a. a. O. S. 75.

Freilich kommt hier noch ein weiteres kausales Moment hinzu, — die Entäuschung nämlich über zahlreiche voraufgegangenen äußeren Mißerfolge — die freilich für den Beobachter ihren Grund in Grabbes innerer Disharmonie haben — und der Neid auf den erfolgreicheren Mitmenschen. Nieten charakterisiert das in seiner Biographie S. 268: „Der Enttäuschte schiebt die Schuld seiner Mißerfolge auf Verleumder und Neider oder auch auf die herrschende literarische Uebersättigung . . . Aber unverhohlen spricht sich sein Neid aus über Börne und Heine . . ."

[26]) Immermann sagt (Mem. S. 35) von ihr: „Seine Wahrhaftigkeit war mir vor allem immer sehr schätzbar . . ., wie er sich gab, so stand es um ihn . . ."

gegenübersteht, die ihn manchem, z. B. Immermann, blindlings trauen ließ, und über die später, bei Gelegenheit der Würdigung der Briefe, noch einiges zu sagen sein wird. Sie ging sogar zuweilen so weit, daß Grabbe sich im Vertrauen auf die Anständigkeit des anderen, kompromittierte, wie wir später dafür in seinen Briefen eine Reihe von Belegen finden werden [27]).

Ziehen wir nun das Fazit seines Charakters, als dessen Grundlage wir — paradox gesprochen — das Fehlen einer solchen, vielmehr Gegensätzlichkeit und Zwiespältigkeit erkannt haben, so begreifen wir, daß Grabbe im Alltag der launenhafte, undisziplinierte Mensch sein mußte, der er war. Mangel an Konzentration kennzeichnet den Menschen Grabbe im Umgang, wie den Künstler [28]). Sprunghaft, wie den ganzen Grabbe, nennt Immermann auch sein Gespräch [29]).

Auch Luise Grabbe, die ihn täglich beobachtet hat, berichtet in ihren Briefen an Freiligrath von seiner Launenhaftigkeit [30]).

So wird uns nun also die zusammenfassende Charakteristik Nietens [31]) begreiflich, die in Grabbes unglücklichem Schicksal die dunklen Widersprüche des Daseins selbst symbolisiert sieht. (Auch Adams faßt ja Grabbes Geschick als „sehr symbolisch" auf): „Ein génie mal logé, von allen Glückswerten des menschlichen Lebens ausgeschlossen, gleich denen, „so nichts sind und nichts können": ein Mensch von außergewöhnlichem Talent, der es doch zu nichts bringt, ein zwiespältiger, großringender Mann, der verächtlich zugrunde geht. Die dunklen Widersprüche des Daseins selbst tauchen in schmerzhafter Furchtbarkeit vor uns auf".

✸

Untersuchen wir die Gründe, die zu der seltsamen inneren „Verkehrung" dieses Charakters geführt haben, so stoßen wir in einen Bezirk, in dem wir uns wesentlich auf Vermutungen verlassen und die Zusammenhänge mühsam abtasten müssen. Immerhin können wir zwei Momente mit Sicherheit als kausal

[27]) Vgl. S. 79, 80, 89 dieser Arbeit.
[28]) Vgl. Moeller v. d. Bruck, Verirrte Deutsche, S. 104.
[29]) Vgl. Mem. S. 32.
[30]) Nieten, Neue Kunde, S. 133.
[31]) Biographie S. V.

wirksam beim Schicksal Grabbes annehmen, — das ist einmal seine Herkunft, Vererbung, als etwas, das er gleichsam mit auf die Welt brachte, sowie seine geistigen und körperlichen Krankheiten, die später in seine Entwicklung eingegriffen und sie bestimmten.

Piper [32]) leitet die Vererbung namentlich von der Mutter her, von der sowohl Ziegler als auch Duller — außer der Gutmütigkeit, die der erste [33]) erwähnt — wenig Positives, dafür aber „Leidenschaftlichkeit, Barockheit und Starrsinn" berichten. Freilich scheint Dullers vielzitierte Charakteristik der Mutter unter dem Einfluß Luise Grabbes geschrieben, welche die „alte Grabbin" tödlich haßte, und darum nicht zuverlässig [34]).

Da dürfen wir schon eher Ziegler glauben, der die alte Frau Grabbe persönlich gekannt hat; aber auch er stellt neben ihrer Gutmütigkeit und Resolutheit fest [35]): „Auch ist Grabbe allerdings ein guter Teil Barockheit und Starrsinn von seiner Mutter angeboren, wie er ihr andererseits die weibliche Erregbarkeit und Beweglichkeit, die ihm beiwohnten, verdankt . . . ." Nieten [36]) betont, daß Grabbes Mutter in ihrer Leidenschaftlichkeit vom Intellekt unbeherrscht und außerdem wunderlich und eigensinnig gewesen sei.

Wenn Piper also die Möglichkeit der Vererbung [37]) für den Fall der Mutter annimmt, so berührt er sich hier mit Ziegler: „Wohl aber wird klar, daß er die krankhaften Züge seiner Natur von der Mutter übernommen hat . . . . Grabbes ganzes Benehmen muß wenigstens in einzelnen Zügen dem der Mutter geähnelt haben."

Was den Vater angeht, so entwerfen alle Biographen von ihm nahezu gleichlautende Schilderungen, was uns annehmen läßt, daß die diesen Schilderungen zugrunde liegenden Tatsachen richtig wiedergegeben sind. Freilich stellt der Vater auch eine weniger komplizierte Erscheinung dar, als die Mutter: Ruhig, fleißig, bedächtig, bescheiden, wenn auch einfachstem Lebens-

[32]) a. a. O. S. 13.
[33]) a. a. O. S. 15.
[34]) a. a. O. S. 7 ff.
[35]) a. a. O. S. 12.
[36]) Biographie S. 5.
[37]) S. 13.

genuß (Pfeife, mäßiger Alkohol) nicht abgeneigt, im beschränkten Sinne klug, bieder und ein wenig unter dem Pantoffel seiner energischeren Frau. So skizziert Ziegler[38]), wenn er von ihm spricht, gleich ein kleines Idyll . . . .

Gewiß finden wir des Vaters Fleiß und sein in der bei Ziegler erwähnten „Achtung vor geistiger Kultur" sich äußerndes höheres Streben — das bei ihm freilich, seinem im Grunde philisterhaftem Naturell entsprechend, in kleinem Bezirk verhaftet blieb, — später bei Grabbe wieder — aber Nieten hat dennoch recht, wenn er sagt[39]):

„. . . . so ist beim Dichter das Erbteil der Mutter wichtiger; kommt doch von ihr Naturell, Temperament, Gefühls- und Empfindungsleben."

Grabbes Wunderlichkeit, seine Unbedingtheit[40]), sein Eigensinn, seine „Barockheit" sind also mütterliches Erbteil. Hinzu kommt noch, daß ganz allgemein das Bewußtsein seiner niederen Herkunft, des Mangels feiner Lebensart, das ihm ständig anhaftete, für ihn ebenfalls noch eine Art proletarischen Erbstückes darstellte, was Ziegler wiederum[41]) dartut. Es ist begreiflich, daß etwa Grabbes übertriebene Empfindlichkeit Menschen und Gefühlen gegenüber, die sich später zur Unehrlichkeit auswuchs, daß seine Menschenscheu und innere Unsicherheit, daß aber auch seine zuweilen aufstehende unflätige Roheit aus dem ganzen Milieu, aus der Atmosphäre seines Vaterhauses und der Vorfahren zu verstehen sind. Freilich hat diese „erbliche Belastung" — hier stoßen wir wiederum auf das innere Widerspiel der seelischen Kräfte bei Grabbe — auch ihre positive Wirkung, denn durch sie wird Grabbes Ironie frei. Nieten spricht davon in seiner Biographie[42]): „Die niedrige Geburt lastete wie ein Fluch auf ihm . . . . Andere große Männer haben die Schranke niederen Herkommens innerlich wie äußerlich überwunden und haben sich, aus kleinen Anfängen aufsteigend, die Sitten der großen Welt angeeignet, z. B. Schiller, Klinger, Wagner. Grabbe hat sich

---

[38]) a. a. O. S. 7/8.
[39]) a. a. O. (Biographie) S. 4.
[40]) Nieten bezeugt sie (Biogr.) S. 135.
[41]) a. a. O. S. 11/12.
[42]) S. 7/8.

nur darüber erhoben in dem Element der Ironie, in dem Schmerz und Freiheit sich vereinen . . . ."

Freilich triumphierte nicht der Humor über die kleinlichen Verhältnisse, nicht die gesunde Kraft seelischer Ueberlegenheit, sondern eben die Ironie, der geistgeschärfte Witz, der nicht, wie der Humor unmittelbar in natürlicher Reaktion auf die Dinge, von innen nach außen strömt, sondern erst vom Intellekt her genährt, ja, zuweilen forciert werden muß [43]).

Zuweilen ist sogar Berechnung in seinem Witz, wie sich in seinen Ueberlegungen über die Gestalt des Teufels (Scherz, Satire, Ironie) zeigt [44]).

Grabe selbst gibt zuweilen (so in einem Briefe an Kettembeil vom 2. Dezember 1927, von dem später noch zu sprechen sein wird, und gegenüber Immermann [45])) als einen der Gründe für seine spätere innere Entwicklung an, daß er im Zuchthause geboren und seine Phantasie durch die furchtbaren Eindrücke seiner Umgebung früh vergiftet worden sei. Indes darf man dieses Moment nicht zu schwer bewerten, — gerade in der frühen Kindheit vermag der Mensch das wirklich Furchtbare nicht vom Harmlosen zu unterscheiden, was auch Ziegler [46]) dartut.

Hier scheint vielmehr wiederum ein Beweis für Grabbes Sucht zur Mystifikation und Verdrehung zu liegen: hätte er in Wahrheit tief unter dem Zuchthof-Milieu gelitten, so würde er darüber gewiß — seiner Gewohnheit gemäß, die echten Gefühle zu verschweigen — kaum ein Wort gesprochen haben . . . .

Vererbung, Herkunft und Umwelt erzeugten in dem jungen Grabbe also zu einem Teil jenes Minderwertigkeitsgefühl, das seine Charakterbildung entscheidend bestimmte, und aus dem seine wesentlichen Eigenschaften: Unsicherheit, wie Großsprecherei (als deren Gegenpol), Gefühlsempfindlichkeit wie Grobheit, Menschenscheu, Mißtrauen, und Heuchelei wie Selbstüberhebung, kurz, seine innere Gegensätzlichkeit, das Gegeneinander extremer, maßloser und einander aufhebender Kräfte zu verstehen sind. Mehr noch als die Vererbung mag aber ein La-

[43]) Vgl. Nieten, Biographie, S. 90: „Harmlos lustig kann Grabbe nicht werden . . ."
[44]) Vgl. Nieten, Biographie, S. 92.
[45]) Vgl. Memorabilen, Werke, Teil 19, S. 33.
[46]) a. a. O. S. 6/7.

ster zur Stärkung dieser Minderwertigkeitsgefühle beigetragen haben, das frühzeitig auf Grabbe Einfluß gewann. — das furchtbare Jugendlaster der Onanie. Wir wissen darüber nichts Bestimmtes, aber eine Bemerkung Zieglers[47]) ist so deutlich, daß sie uns, namentlich des angehängten, diskreten Schlußsatzes wegen, alles vermuten läßt. Auch Paul Friedrich berührt in seinem Nachwort zu den Werken diesen Punkt, sowie Nieten. Sicher ist, daß dieses Laster sowohl Grabbes Haltlosigkeit den Erscheinungen der Welt gegenüber vermehrt, wie auch, selbst aus einer Willensschwäche entspringend, nun seinerseits den ohnehin schon schwachen Willen immer noch mehr zermürbt und widerstandslos gemacht hat. Es wirkte erkältend auf seine seelischen Kräfte und lähmte sein Erlebnisvermögen: Vgl. dazu Nieten[48]): „Diese Selbstzerstörung raubte Grabbe nicht nur die Möglichkeit, ein glücklicher Mensch zu werden, worüber er später die bitterste Reue um das Unwiederbringliche empfand (vgl. Don Juan und Faust); sie bedeutet auch viel für die äußere Art und Erscheinung seiner Poesie, in der sich das Unfruchtbare einer zerstörten Natur, die einsame Abgeschlossenheit, die bizarre Kälte, das geringe Erleben abdrückt."

Bei der Würdigung von Grabbes Verhältnis zur Frau, die ihm im Grunde nur Befriedigung des sexuellen Bedürfnisses war, wird diese krankhafte Folge seines verheerenden Jugendlasters besonders zu erwähnen sein.

Freilich hätten Grabbes Veranlagung, erbliche Belastung wie auch die verhängnisvollen Folgen seines Jugendlasters allein nicht genügt, um sein menschliches Scheitern zu begründen. Die Diagnose „Psychopathische Minderwertigkeit" erklärt allein Grabbes Wesen und Krankheit nicht. Aber beide Momente haben wiederum mittelbar den Boden bereitet für Grabbes Alkoholismus und seine venerische Infektion, die körperlich wie seelisch sein Ende verschuldet haben.

Daß Grabbe Trinker war[49]), ist bekannt. Uebereinstimmend

[47]) a. a. O. S. 12.

[48]) Biographie S. 421.

[49]) Ebstein definiert (a. a. O. S. 28) den „Trinker" nach G. Hirth („Wege zur Liebe"). Kl. Schr. III. 1906, S. 449.

„Trinker ist jeder, der seinem Organismus nicht die Zeit zur Entlastung von den einzelnen alkoholischen Angriffen gönnt, der also permanent unter der Einwirkung des Giftes steht . . ." und fährt dann fort: „So stand es auch bei Grabbe."

berichten es alle seine Biographen mit Ausnahme Grisebachs, dessen Entschuldigungen allerdings nicht recht glaubwürdig klingen. Vielleicht sind eine besondere Art von Ehrgeiz und Großsprecherei die ersten Ursachen seiner Alkoholwut. Ziegler berichtet uns[50]) einiges darüber: Grabbe soll sich nämlich schon als Sechzehn- bis Siebzehnjähriger, während seiner Schulzeit, gerade im Genuß geistiger Getränke sehr hervorgetan haben, um gleichsam alle Kameraden zu übertrumpfen. Ziegler fügt hinzu: „Wenn er auch sonst ein viel zu schüchternes, ideales Wesen an sich hatte, um im Kreise lärmender Brüder recht heimisch zu werden." Dasselbe sieht Piper, der[51]) eine auch von Ziegler wiedergegebene Szene erzählt: „Er setzt seinen Ehrgeiz daran, alle Altersgenossen im Trinken zu beschämen, und als einmal eine lustige Gesellschaft von einem Lehrer in einer Konditorei betroffen wird, stellt sich Grabbe sofort in den Vordergrund, bestellt sechs Schnäpse auf einmal und schüttet sie alle vor den Augen des Lehrers hinunter." — Ist es nicht, als seien diese ganzen ersten alkoholischen Ausschweifungen zunächst nichts anderes als krampfhafte Betäubung seiner Menschenscheu? Mochte nicht der junge, linkische Grabbe, innerlich voll Geist und Witz, und sich seinen Genossen überlegen fühlend, hoffen, daß ihm der Alkohol, in jenem staunenerregenden Maß genossen, endlich die Zunge lösen, ihn in seinem Gehaben und Benehmen freier machen werde? Und einmal daran gewöhnt, wird sein ohnehin geschwächter Wille auf die Dauer nicht mehr haben davon ablassen können[52]): Der Körper verlangte sein Quantum. Gewiß hat Grabbe oft genug versucht, sich zu entwöhnen, da er die verderblichen Folgen für seine Gesundheit wohl einsah, — aber immer ohne bleibenden Erfolg. Schließlich weigerte sich sein Körper, feste Speisen aufzunehmen; er lebte die letzten Monate fast nur noch von geistigen Getränken, bis endlich — wie Ziegler[53]) in einem seiner grauenhaft deutlichen Schlußkapitel erzählt — der Magen nicht einmal mehr Bier bei sich behielt. Duller[54]) läßt Grabbe an der „Magenschwindsucht" sterben,

[50]) a. a. O. S. 21/22.
[51]) a. a. O. S. 22.
[52]) Vgl. Nieten Biogr. S. 6/7, S. 11.
[53]) a. a. O. S. 187.
[54]) a. a. O. S. 86.

Ziegler[55]) an einer förmlichen „Rückenmarkschwindsucht", welche Diagnose nach Grisebachs Ansicht den Ausspruch des Grabbe behandelnden Arztes, Dr. Piderit, für sich hat.

E. Ebstein[56]) sucht nun den Nachweis zu führen, daß Grabbes Todesursache in der Tat Tabes dorsalis (Rückenmarkschwindsucht) gewesen sei, veranlaßt durch eine luetische Infektion, die jener in Leipzig sich zugezogen und um deretwillen er sich in Berlin einer Kur unterworfen habe. Man vermutet Aehnliches schon infolge der Bemerkung Dullers[57]), daß Grabbe den „Gothland" vollendet habe, „. . . gepeinigt von den Schmerzen einer furchtbaren Krankheit, in geistigem und körperlichem Krampf".

Authentischeres weiß Ebstein[58]) durch Grisebach, der ihm unterm 4. November 1904 schrieb: „Erwägen Sie ja doch dabei, daß der junge Grabbe in Berlin die Syphilis durchgemacht hat, wie ich vom alten Köchy[59]), also ganz authentisch, weiß. Die Möbius'sche Abhandlung über Nietzsches Syphilis hat mich u. a. auch deshalb besonders interessiert."

Damit haben wir zugleich eine Erklärung für die Folgeerscheinungen dieser Krankheit, die namentlich in gastrischen Krisen[60]), welche „zu den schwersten Symptomen der Tabes" gehören, bestehen. „Auch seine Gicht und Podagra waren die typischen Schmerzen des Tabikers. Sogar seine Ataxie ist uns überliefert, da er, mit hohen und wankenden Schritten das Pflaster tretend, geschildert wird" (Hamann). Gewiß mag der übermäßige Alkoholgenuß das Seinige hinzugetan haben, um die erwähnten Magen- und Darmbeschwerden noch zu verstärken. Es haben eben beide Momente, sowohl die syphilitische Erkrankung wie der Alkoholismus, schuld an Grabbes Ende.

Aus diesem Krankheitsbild heraus, das uns über die erbliche Belastung und die schweren Störungen des seelischen und körperlichen Gleichgewichts bei unserem Dichter nicht mehr im Unklaren läßt, begreifen wir auch die innere Zerrissenheit dieses unglücklichen Nachfahren der „Originalgenies". Wir stehen nicht mehr

---

[55]) a. a. O. S. 199.
[56]) a. a. O. S. 28 ff.
[57]) a. a. O. S. 20.
[58]) a. a. O. S. 28/29.
[59]) Geb. 1800, gest. 1880, Grabes Freund aus dem Berliner Kreis.
[60]) Vgl. Hamann, a. a. O. S. 125/26.

fremd vor den merkwürdigen Einfällen des Menschen, verstehen sie zu einem guten Teil unter dem Einfluß der Rückenmarkschwindsucht, der „grauen Degeneration der Hirnstränge" (Ebstein [61])), wie etwa die grauenhafte Episode der Tierkopulation, die Ziegler [62]) erzählt.

Einen ähnlich erschreckenden Zug von Widernatürlichkeit offenbart jenes Geschehnis, das E. Ebstein vom Gymnasiallehrer W. Oesterhaus in Detmold — dem es ein alter Rechtsanwalt L. „vor Jahrzehnten" erzählt hatte, — erfuhr, und das er wiedergibt [63]): „. . . . Mehrere junge Juristen machten . . . . einen Spaziergang auf dem Detmolder Stadtbruche. Da es dämmerte, liefen Mäuse hin und her. Plötzlich warf sich Grabbe auf die Erde, haschte wie eine Katze nach den Tieren, erhaschte eins und nahm es zwischen die Zähne. Einer rief: „Trägst du es so zur „Stadt Franfurt" [64]), so gebe ich so und so viel aus". — Grabbe gab sich auch dazu her."

So war er in der Tat der Mensch, vor dem sich, wie es Immermann es knapp und prägnant ausdrückt, „die Dinge, anstatt ihm näher zu treten, . . . scheu in die Ferne zurückzogen" [65]); diese eigenartige „Substanzlosigkeit", welche die Grenzen, die Schöpfer und Natur dem menschlichen Trieb gesetzt haben, nicht achtet, hängt gewiß mit jener aus Veranlagung und Krankheit gewordenen Zwiespältigkeit aufs engste zusammen. Eine charakteristische Parallele dazu bildet übrigens Grabbes Aeußeres, seine menschliche Erscheinung, die sich ähnlich wie sein Inneres aus unendlich vielen Widersprüchen zusammensetzte [66]). Piper faßt diese Tatsache als Anzeichen seiner pathologischen Veranlagung [67]).

Steigt nun nicht die Frage in uns auf: Wie ist es möglich, daß ein Mann, dem soviel menschliches inneres wie äußeres Ungemach

[61]) a. a. O. S. 20.

[62]) a. a. O. S. 116 ff. — Uebrigens deutet, wie auch Piper — dem es zwar Roethe übel vermerkt — betont, jener von Ziegler hervorgehobene Zug, daß der junge Grabbe nur unreife Zwetschen aß, auf Geschmacksperversion.

[63]) a. a. O. S. 21.

[64]) Ein Lokal in Detmold, in dem Grabbe häufig verkehrte.

[65]) Vgl. Mem. S. 25.

[66]) Immermanns Schilderung in den Memorabilien ist bekannt. Vgl. auch Ziegler S. 69.

[67]) a. a. O. S. 14.

entgegenstand, dem ein schwer begreifliches Geschick soviel Krankhaftes und Krankes mit auf den Weg gab, dennoch seiner Nation jene gewaltigen und kostbaren Werke schenken konnte, die Grabbes Dichtungen doch sind? Woher, bei soviel Pathologischem, kommen die Dichtungen? . . . Freilich gibt kaum eine reinen Genuß, keine ist harmonisch, ebensowenig wie ihr Schöpfer es war, — aber ihre große poetische Kraft wird heute niemand mehr anzweifeln. Ist Grabbes Dichtertum eine Entschädigung für die Leiden des Menschen? Gehört zum Wesen des Genies schlechthin eine gewisse pathologische Veranlagung, und war diese Veranlagung bei Grabbe nur stärker als bei anderen genialen Dichtern? Es sind Fragen, auf die hier keine Antwort gegeben werden kann noch soll. Aber es muß gesagt werden, daß gerade der, welcher Grabbes menschliche Schwächen und seine Krankheit kennt, mit umso größerem Respekt vor dem Werk steht, das ein Genie sich hier in Wahrheit trotz seiner und gegen seine innere Zerfahrenheit in fünfunddreißigjährigem Leben abgerungen hat.

*

Wir begreifen leicht, betrachten wir Grabbes Charakter und die Momente, die seine Entwicklung entscheidend beeinflußt haben, daß ein Mensch, dessen Wesen so geartet war, notwendig zur Welt und ihren Erscheinungen pessimistisch eingestellt sein mußte. Charakter und Weltbild stehen in Wechselbeziehung zueinander: Der erstere bildet sich, in den Grundlagen durch Vererbung schon zu einem Teil gegeben, durch Erziehung und Eindrücke der Erscheinungswelt — also durch das Erlebnis: dieses Element, das Erlebnis, wirkt seinerseits auch an der weltanschaulichen Einstellung, d. h. an dem Bilde von Welt und Menschen, das im einzelnen entsteht. Grabbe war Pessimist. Er verlor früh den Glauben seiner Kindheit, und vermochte ihn sein Leben lang durch nichts Gleichwertiges zu ersetzen. Er betrachtet die Schöpfung, die einmal gegeben ist, und fragt verzweifelt nach ihrem Sinn. Aber er findet keinen. Er betrachtet die Geschichte und erkennt, daß das Große, Bewegende, daß die Genien der Historie, im Letzten vergeblich gelebt haben, denn durch ihr Dasein und durch ihren Untergang ist nichts erreicht, nichts geändert. Das Kleine, Unbedeutende, Banale, die Masse triumphiert, Hannibal stirbt, aber Prusias bleibt leben und erniedrigt den Tod des großen

Mannes zu einer Farce. Napoleon muß weichen, aber der Pariser Pöbel ist ewig [68]).

Das Weltgeschehen hat keinen Sinn, wenn nicht den der großartigsten Zwecklosigkeit. Der Pessimist Grabbe ist im Grunde Nihilist.

Paul Adams untersucht in seiner Schrift „Grabbes Weltbild im ‚Herzog Theodor von Gothland'" eingehend Grabbes „Religion", und kommt zu dem Schluß, daß Grabbes Gottesvorstellung eine dreifache Wandlung durchgemacht habe: Zunächst ist ihm Gott die Allgewalt, die unser Schicksal, ohne daß wir ein Wie und Warum begreifen, in dunkler Allmacht schmiedet: „Aus dieser Allgewalt fließt erst Gottes Schöpferkraft. Und diese Schöpfung ist nur als Allgewalt da, als Bekundung gleichsam dieser Allgewalt."

„Gott schuf mein Herz; dafür hat er das Recht, es zu zerreißen, wenn es ihm beliebt [69])."

Schon in dieser — ersten — Grabbeschen Gottesidee steckt die Vorstellung von der Sinnlosigkeit der Schöpfung und des Daseins, die (nach Adams) schlechthin den modernen Gottesideen das Gepräge gibt [70]).

Ist nicht dieses pessimistische Gottesbild des jungen Grabbe – von einer gleichsam blind schaffenden Allgewalt — die typische, wenn auch nicht immer klar ausgesprochene, sondern mehr dumpf geahnte Gottesvorstellung des Menschen der Pubertätszeit? Jener Jahre, da dem jungen Menschen die Schleier von den geheimnisvoll verdunkelten Dingen fallen und er, gewaltsam vor die Realitäten gestoßen, sich nicht zurechtfindet, sondern scheu in sich verkriecht und, was der Gefestigte gleichmäßig hinnimmt, für Unrecht ansieht: Leicht scheint ihm die Welt sinnlos. Aber Grabbes Pessimismus geht weiter. Er findet nicht zur Daseinsbejahung

[68]) Vgl. Nieten Biogr. S. 247: „. . . aber ihm (Jouve) imponiert auch der gewaltige Korse nicht; dauernd ist nur die Masse, Napoleon ist ein Komödiant, der ein Weilchen unterhält . . . (hier) hat man Grabbes letzte nihilistische Weisheit . . ."

[69]) Vgl. a. a. O. S. 106.

[70]) Vgl. dazu a. a. O. S. 109.

zurück[71]). — im Gegenteil, die nächste Gottesidee des jungen Grabbe ist die des Dämons, eines Gottes, der bewußt das Böse wirkt — eines furchtbaren Gottes der Vernichtung: d. h. „im Kern die Entthronung jeglicher Gottesidee“[72]).

Auch diese Gottesidee hat mit der ersten die absolute Sinnlosigkeit ihrer Auswirkungen gemein. Noch weiter geht die dritte, die vollkommen im Nihilismus mündet und versucht, „sowohl Gott wie die Welt als nicht existent oder doch zumindest als zum Nichtsein bestimmt“[73]) zu erweisen:

> „Ich glaube die Allmacht und Allgegenwart der Zeit. Die Zeit erschafft, vollendet und zerstört die Welt und alles, was darin ist; doch einen Gott, der höher als die Zeit steht, glaub' ich nicht, ein solcher kann nicht, darf nicht, soll nicht sein und ist nicht.“ (IV, 1.)

Das bedeutet die Erhebung der reinen Geschöpflichkeit zu göttlichen Ehren:

> „Ewig ist nur der Staub.“ (IV, 1.)

In demselben Rhythmus, wie die drei Gottesideen, entwickeln sich auch die Anschauungen vom Verhalten des Menschen zu Gott bei Grabbe. Im Rahmen der ersten Gottesidee ist Gott die Allgewalt, der man sich zu beugen hat, — hier sammelt der Mensch selber, der „Menschgott“, wie ihn Adams nennt, d. h. einige hervorragende Exemplare des Menschengeschlechts, das, was an Sinn in dieser Sinnlosigkeit möglich ist, in sich; es ist eine Form der Empörung gegen Gott: unter der zweiten Gottesvorstellung wird Aufgabe des Menschen im Leid gesehen:

> „Das Quälen und das Böse tun.
> Weil es verderben soll,
> ist das Erschaffene erschaffen.“ (III, 1.)

[71]) Hätte er sie gefunden, wenn er — Katholik gewesen wäre? Ein Wort Immermanns deutet darauf (Mem. S. 34). Dennoch scheint uns, gerade weil wir Veranlagung und Charakter Grabbes untersuchten, kaum eine Gemeinschaft zwischen Grabbes zersetzender Zwiespältigkeit und dem streng gebundenen System der katholischen Weltordnung. Vielleicht zog es ihn an, aber nur als Paradox seiner selbst, und vorübergehend.

[72]) a. a. O. S. 112.

[73]) a. a. O. S. 114.

„Daher die Hochschätzung des Mordes, des Krieges, des Hasses, des Zornes. — Bei dem dritten Gottesbild ist das Leiden ein Naturereignis." (Adams [74]).)

Auch das Verhältnis der Menschen untereinander gestaltet sich nach gleichen Voraussetzungen. Liebe zwischen Mann und Frau gibt es nicht — das Geschlechtliche dominiert in ihren Beziehungen, und diese vitale Seite der Liebe „wird . . . besonders entwertet. Er stellt sie als etwas Geringes, Dürftiges, Ekelhaftes hin, das mit einer wahrhaft dämonischen Geschäftigkeit darüber aus ist, den Menschen einzufangen, der dem Triebe auch unterliegt, und in seiner Schwäche sich Illusionen seines Geistes vorspiegelt. Grabbe unterscheidet freilich in dieser Sphäre weniger scharf. Im Grunde sieht Grabbe nur den Geschlechtstrieb und den Genuß. Echte Geschlechtsliebe, Mitgefühl und Personliebe sind ihm fremd. . . . Im ersten Weltbild heißt es:

„Die Liebe welkt dahin,
sie ist auf Irdisches gegründet,
Gemeines ist, wofür sie entflammt." (I, 1.)

Die Ehe hat natürlich nur einen Zweck, die Fortpflanzung. . . . Verachtung der Frau als eines Mittels lediglich der Fortpflanzung ist deswegen aus dieser Auffassung der Ehe notwendig: „Was tuts denn auch, ob so ein Weib krepiert?" (IV, 1) (Adams [75])).

Grabbe war in der Tat das Weib nichts als Weib, und wenn wir sein seltsames Gebaren verfolgen, als er um Henriette Meyer und, kaum daß sie ihn verlassen hatte, um Luise Clostermeier freite, so müssen wir sagen, daß nicht wahre Liebe daraus sprach, sondern Besitzwut, Eitelkeit [76]), ja, eine gewisse Art von Ehrgeiz, die vielleicht seine angeborene, vor Frauen noch deutlicher zutage tretende Menschenscheu durch forcierten Zynismus und Großsprecherei zwingen wollte. So erzählt uns Ziegler [77]) von seinem Verhältnis zu Henriette: „. . . vielmehr tat er oft, als ob sie gar

[74]) a. a. O. S. 116.
[75]) a. a. O. S. 127/28.
[76]) Viel sprach bei seinem Benehmen nach Henriettes Abreise verletzte Eitelkeit mit, wie Ziegler a. a. O. S. 99 ausführt: „Den Gedanken, aufgegeben zu sein, konnte er nicht aushalten".
[77]) a. a. O. S. 95.

nicht anwesend wäre, und wurde in seiner Unterhaltung oft so zynisch, daß ihr Gesicht mit Purpur überzogen wurde. Das war so seine Natur. Er war anfangs einem schönen Mädchen gegenüber fast immer verlegen, seine Gefühle zogen sich da in ihn zurück, und seine Zärtlichkeit konnte nicht in Fluß kommen; dem hierüber entstandenen empfindlichen und gepreßten Gefühle suchte dann der Stolz, der sich in ihm regen mochte, durch Witze und Spötterei ein Gegengewicht zu geben . . ."

Vielleicht ist der Grund von Grabbes Verachtung und Verächtlichmachung der Liebe und der Frau ganz einfach in einem Minderwertigkeitsgefühl zu suchen, also diese seine Einstellung aus einem Ressentiment heraus zu erklären. Grabbe fühlte sich im Liebesspiel unterlegen und verachtete, was er nicht gewinnen konnte. Zugleich machen sich in dieser seelischen Kälte, — der eine körperliche, wiewohl verachtete (vgl. Adams a. a. O. S. 127), sexuelle Erregbarkeit gegenüberstand, — auch verderbliche Folgen jenes schon erwähnten Jugendlasters bemerkbar.

Der Liebe entgegen stellt er die Freundschaft:

„Nur Freundschaft, die die Geister bindet,
ist ewig, wie der Geist, aus dem sie stammt."
(Gothland I, 2) [78].

Nicht nur der „Gothland", auch die späteren Dramen Grabbes kennzeichnen diese Grundstimmung der Verzweiflung, die Reaktion des Menschen auf die Erkenntnis der Dämonie der Schöpfung, der Sinnlosigkeit des Daseins. Freundschaft und Vaterland sind die einzigen Ideale, die vor der bohrenden Grübelei des weltschmerzlerischen Genies bestehen bleiben [79].

Welche menschliche Haltung blieb bei dieser weltanschaulichen Grundlage des Pessimisten und Nihilisten Grabbe als die des Skeptikers und der zynischen Blasphemie? An Zeugnissen dafür sind seine Biographen reich. Ziegler spricht von seiner zersetzend wirkenden Zweifelsucht [80]: „Dabei wuchs mit der Lust am Zerstören in gleichem Maße der Zweifel an den Idealen, so daß das Behagen, jeder Begeisterung einen spöttischen Nachklapp zu geben, immer mehr hervortrat."

---

[78]) Adams S. 128/29.
[79]) Vgl. Adams S. 131 und 133.
[80]) a. a. O. S. 28.

So oft das Gespräch auf religiöse Dinge kam oder seine eigenen Gedanken unwillkürlich diese Richtung nahmen, sucht er sich — daraus spricht innere Verzweiflung — durch Blasphemie und barocke Einfälle zu retten. Ziegler berichtet [81]), daß er in Frankfurt zuweilen seine Hauswirtin gezwungen habe, ihm aus der Bibel vorzulesen, indem er dabei zwei Pistolen auf den Tisch legte und — „auf dem Sopha sitzt und mit der ernsthaftesten Miene von der Welt die gottlosesten Fragen dazwischen wirft."

Ueberhaupt liebte er es, berichtet wiederum Ziegler [82]), „nur so recht tolles und frappantes Zeug in den Tag hineinzuschwätzen und in diesem Tone Unterstützung bei seiner Umgebung zu finden. Wir wollen uns erlauben, einige Proben mitzuteilen. So sagte er z. B. an der Wirtstafel:

„Hören Sie mal, Herr Hauptmann, ob wohl der liebe Gott auch Gamaschen an hat?" — „Die Juden machten aus dem Herrgott einen Patriarchen, wenn jetzt einer gemacht würde, bekäme er sicher eine Paris- oder Deputiertenkammer". — „Uebrigens, wie steht es mit der Legitimität Gottes, er hatte doch keine Ahnen?" . . .

Beweisen nicht diese Blasphemien, dieser beinahe grausame Zynismus menschliche Verzweiflung und innere Zerrissenheit, wie sie kaum furchtbarer und erschreckender gedacht werden können? Und dennoch ist wahr, was ihm Immermann in den Tod nachschrieb, daß er nicht anders sein konnte, als er war — in unserer Betrachtung haben wir es zur Genüge erkannt —, und wiederum müssen wir uns dabei erinnern an das Nietzsche Wort von den Widersprüchen des Daseins selbst, die beim Namen Grabbes symbolhaft heraufbeschworen scheinen: „Grabbe gehört", sagt Immermann [83]), „zu den Verschrieenen, und Männlein und Weiblein meinen, wenn er nur gewollt, er hätte schon anders können. Ich aber sage: Er konnte gar nicht anders sein, und dafür, daß er so war, hat er genug gelitten."

---

[81]) a. a. O. S. 140/41.
[82]) a. a. O. S. 71.
[83]) Vgl. Piper a. a. O. S. 42.

II. Kapitel.

Grabbes Briefe als biographische Quelle.

A. Die zerstörenden Gewalten in seinem Wesen.

Es ist natürlich, daß gerade in den intimsten Zeugnissen eines Menschen, in seinen Briefen, sich deutlich sein Charakter und seine Einstellung zur Welt spiegeln müssen. Um wieviel mehr bei Grabbe, der sehr viele, auf die verschiedensten, ihn interessierenden Dinge eingehende Briefe geschrieben hat und gerade den Brief für den besten erklärte, welcher dem „gewöhnlichen Umgangsgespräche . . . am nächsten komme“ [84]).

Freilich werden wir scharf zu scheiden haben zwischen jenen Briefen, in denen er als unbedingt ehrlich angesprochen werden

---

[84]) So schreibt er unterm 12. Febr. 1842 an Gustorff (Wuk. Werke, V. S. 263):

„Wenn ich etwas durcheinander schmiere, so nimm das nicht übel, weil ich, wie Du weißt, den Brief für den besten halte, welcher dem gewöhnlichen Umgangsgespräche, dessen Weitläufigkeiten vermeidend, am nächsten kommt.“

Ein andermal schreibt er an Immermann unterm 10. Dez. 1834 (Wuk. Werke VI. S. 57):

„Ich halte die Briefe überhaupt für den Stellvertreter der Konversation, darum sehen die meinen oft so wie Kraut und Rüben aus, als ich selbst im Gespräch so bin.“

Und an Luise Clostermeier, unter einen — wahrscheinlich — recht verschmiert und unordentlich aussehenden Breif (vom 22. Juli 1831, Wuk. Werke, VI. S. 26):

„Der Brief sieht aus wie ich . . .“

muß und jenen, die er um irgendeines Zweckes willen geschrieben hat, sei es, um etwas zu verbergen, wie die meisten Briefe aus seiner Studentenzeit, die an seine Eltern gingen, sei es, um „Eindruck zu machen" oder um etwas zu erlangen, wie manche Briefe an seine Frau, an Immermann, an seinen Verleger Kettembeil, an Gubitz, an den Regierungsrat v. Meien und an viele andere. Doch bedeuten auch solche Briefstellen gleichsam indirekte Charakteristiken.

Durchaus ehrlich dagegen sind die Briefe an seine Berliner Genossen, namentlich an Gustorff, viele an Kettembeil, an Immermann und — vor allem — an den Düsseldorfer Verleger Schreiner.

In unserer kurzen Betrachtung von Grabbes Charakter und Weltbild begriffen wir als einen Grundzug seines Wesens jene Zwiespältigkeit und Gegensätzlichkeit, die wir als „Dialektik des inneren Seins" bezeichneten: Eine rätselhafte Vereinigung der seltsamsten und einander widersprechendsten Eigenschaften, die nicht zum Ausgleich, zur Harmonie gelangten, sondern vielmehr nach einem schon angeführten Wort Nietens „zentrifugal auseinanderstrebten".

Diese Zwiespältigkeit, das So-Sein und auch Anders, spiegelt sich klar in Grabbes Briefen. Namentlich seine Jugendbriefe sind bezeichnend dafür.

Wir wissen oder vermuten mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit, daß Grabbe sich seine venerische Erkrankung in Leipzig geholt hat. Er berichtet auch seinen Eltern von geringen Schmerzen, Schwindel und Zahnweh: „. . . . Ich habe neulich Zahnweh gehabt, der Schwindel ist vorbei." Aber sonst verrät dieser Brief (vom 21. September 1821, Wuk.Werke, V.S. 231) nichts von seinem Leid und seinen Sorgen: „Möchtet Ihr doch so gesund und froh sein, wie ich es bin", beginnt er. Es folgt eine Reihe kleinerer Skandalgeschichten, die, wie er mit Recht geglaubt haben mag, den Eltern Vergnügen bereiteten: „Hier ist mancherlei Spektakel gewesen: die Studenten haben einem Kaffeewirt das Haus zertrümmert; Polizei und Stadtsoldaten sollen manchen schweren Kampf gehabt haben; es werden die abgezogenen Schützen wohl wieder zurückkommen müssen. — Nächsten Montag beginnt die Messe; ich weiß noch nicht, ob ich

verreise. Ist die Fürstin entbunden? Ich trinke ungeheuer viel Kaffee; es ist sehr kaltes Wetter. Bei dem Professor Krug habe ich Naturrecht gehört; er trägt sehr deutlich vor. Er ist zwei Jahre lang Husarenrittmeister gewesen. Hat der Hofprediger nun seine Frau? Werfel könnte mir wohl auch einmal schreiben. Ob Schmid an seinem Finger echte Diamanten trägt oder böhmische Steine? Wie geht es dem Werkmeister Kruel? . . ." Man hat den Eindruck, als sei Grabbe, während er den Brief schrieb, mit seinen Gedanken anderswo gewesen und habe nur mechanisch Worte an Worte, Sätze an Sätze, gereiht, ohne inneren Sinn.

In diesem Ton sind alle Briefe an die Eltern aus der Leipziger und Berliner Zeit gehalten.

Zwischendurch verteidigt er sich auch auf besondere Weise gegen Vorwürfe — vielleicht waren es nur vorwurfsvolle Fragen, die seine Eltern an ihn richteten — wegen seines Lebenswandels, über den in Detmold merkwürdige Gerüchte umliefen: Er betont nämlich immer wieder, daß er bald so weit sein werde, daß er sich um ganz Detmold nicht mehr zu kümmern brauche: „Für mein künftiges Unterkommen bin ich, so Gott will, nicht bange, und ich hoffe, daß ich es in Detmold nicht zu suchen brauche; vielleicht bin ich schon in einem halben Jahr am Ziele; in Detmold kennen sie mich alle noch so viel als gar nicht; ich habe mich immer etwas verstellt"[85]. Oder später: „Ich bin bald (sehr bald) so weit, daß ich mich um alle lippischen Räte, Assessoren etc. nicht mehr zu bekümmern brauche: Ihr könnt mir das glauben, es ist keine Prahlerei[86]) . . ."

Eine Zeile weiter heißt es hier allerdings: „. . . meine oft böse Laune hat mich nur immer aufgehalten und hält mich auch jetzt noch auf. Ihr müßt Euch aber an das Wort „böse Laune" nicht stoßen, es bedeutet nur soviel als eine Stunde, wo ich nicht recht lustig bin." Wir werden nicht falsch vermuten, wenn wir annehmen, daß Grabbes „böse Laune" ebenfalls von seiner Krankheit herrührt.

Freilich klingt sein Trost — daß er bald so weit sein werde, daß er sich um Detmold nicht zu kümmern brauche — nicht ganz

---

[85]) Brief an die Eltern vom 14. 11. 1821 — Wuk. Werke V. S. 233/34. —

[86]) Brief an die Eltern v. 11. Jan. 1822 — Wuk. Werke V. S. 234.

echt; er schreibt zwar am 29. November 1822 an seine Eltern, daß er noch nie „so anerkannt worden sei, wie jetzt“ [87]), und daß von ihm ein Berliner Schriftsteller gesagt habe, er, Grabbe, „wäre ein Mensch, den man erst nach Jahrhunderten verstehen würde“; aber drei Wochen später, am 16. Dezember 1822, schreibt derselbe Grabbe an Tieck [88]): „ . . . . haben meinen Geist, der durch traurige innere und äußere Verhältnisse in die tiefste Apathie versetzt war, aufs neue beseelt.“ Einige Zeilen weiter: „Ich zähle erst 21 Jahre, habe aber leider schon seit dem 17. fast alle Höhen und Tiefen des Lebens durchgemacht und stehe seidem still.“ Welch ein Gegensatz! Dort verspricht er den Eltern goldene Berge, malt ihnen die Zukunft in rosigsten Farben, läßt sich ein Genie nennen, das man erst nach Jahrhunderten ganz verstehen werde — und erklärt hier seinem Gönner Tieck, daß er nach drückenden Erlebnissen innerlich deprimiert und äußerlich apathisch geworden sei, daß er still stehe, festgefahren sei und keinen Weg mehr sehe. Noch schreiender sind die Kontraste gegen Ende der Berliner Zeit, wo er in der Tat nach dem (mit Ausnahme der ersten Leipziger Semester) erfolglos hingebrachten Studium keine Möglichkeit mehr sieht, in Berlin zu bleiben, (da die Eltern ihr letztes Geld geschickt haben [89])), noch nach Detmold zurückzukehren (denn er hat keine Lust, sich examinieren zu lassen), — und sich verzweifelnd an Tieck wendet und ihn bittet, ihm (Grabbe) eine Anstellung zu verschaffen [90]). Er berichtet darin mannigfach vergröbernd und die Gegensätze bewußt übertreibend, die Geschichte seines Lebens, spricht über sein schauspielerisches Talent und stellt schließlich fest: „Geld, Kleider, selbst beinahe Papier und Tinte sind mir ausgegangen, und wenn ich mich vorstellen lassen will, so muß ich gewärtigen, daß mir wegen meines schlechten Rockes die Tür gewiesen wird. Wenn meine Buchstaben schreien könnten- so würden Euer Wohlgeboren mir vor Mitleid gewiß bald antworten . . . .“

Noch unterm 14. Februar [91]) aber schrieb derselbe Grabbe

[87]) Wuk. Werke V. S. 240.
[88]) Wuk. Werke V. S. 241.
[89]) Vgl. Brief an die Eltern v. 14. Febr. 1823, Wuk. Werke V. S. 245.
[90]) 8. März 1923, Wuk. Werke V. S. 246/48.
[91]) Wuk. Werke V. S. 245.

an seine Eltern (aus Berlin, kurz vor seiner überstürzten Abreise nach Leipzig-Dresden): „Von dem Braunschweiger Theater hab' ich einen Brief erhalten, der mir baldige Anstellung verspricht, wir haben aber auch an viele andere Theater geschrieben, und es wird alles schon gut gehen. . . . . seid versichert, so gewiß ein Gott lebt, kommt noch die Zeit, wo ich Euch alles im größten Ueberfluß ersetze."

Hier sehen wir wahrhaft menschliche Tragik. Gewiß hat Grabbe sich gezwungen, seinen Eltern stets möglichst optimistisch zu schreiben, ebenso wie er Tieck gegenüber seine Lage mit den schwärzesten Farben malt, — weil er unter allen Umständen Tiecks Mitleid wecken und ihn bewegen wollte, etwas für ihn zu unternehmen. Aber wenn wir wirklich die Absicht hier, die Absicht dort vorwegnehmen, so bleiben dennoch so viele Kontraste übrig, daß Grabbes „doppeltes Gesicht", wie Manfred Georg in seinem gleichnamigen Buche diese Zwiespältigkeit des Menschen nennt, schlaglichtartig beleuchtet vor uns erscheint.

*

Von Leipzig also geht Grabbe nach Berlin, gerät in einen Kreis jugendlicher Literaten, die nach dem Vorbild des E. T. A. Hoffmann im Rausch des Alkohols und der Leidenschaft schlechthin erst die Geburtsstunde des Geistigen feierten, — der Ton mochte ihn anziehen. Nieten charakterisert ihn prägnant in seiner Biographie [92]): „Das Leben in vollen Zügen zu schlürfen wie Don Juan, in die kurze Daseinsspanne alle Menschenwonne zu konzentrieren, alle Schranken zu sprengen, alle Formen und Gesetze, auch die Gesundheit, als philisterhaft zu verhöhnen, sich in eine höhere, geistige Sphäre zu verflüchtigen, das war das Evangelium, das im übrigen nach damaliger Empfindungsweise nicht nur aus einer gedankenlosen Sinneslust hervorging, sondern aus dem sehr ernsthaften philosophischen Hintergrunde der romantischen Doktrin, wie trunkene Dionysosschwärmerei im Altertum aus religiösem Grunde erwuchs. Vorbild und Schutzpatron war gewissermaßen E. T. A. Hoffmann, der mit dem genialen Schauspieler Devrient in der Weinstube bei Lutter und Wegener seine berühmten Zechgelage feierte." Freilich mag sich der junge und im Grunde schüchterne Grabbe zwischen diesen Adligen und blasierten Weltleuten, deren Blasiertheit ihm ebensosehr impo-

[92]) a. a. O. S. 33.

nierte, wie er ihre, etwa v. Uechtritz', dichterische Begabung geringschätzte, seltsam genug ausgenommen haben, wie er sich „krampfhaft bemühte, sich oben zu halten durch alkoholische Reize und durch das unruhige Sprühen seines überlegenen Geistes, da ihm innerer Halt und stetige Kraft abgehen. Viel von seinen Absonderlichkeiten war nur maskierte Verlegenheit . . . ."[93]).

Man schätzt ihn auch in jenem Kreis, erkennt sein Genie, aber „kein Verleger wagte sich damit zu befassen" (gemeint ist der Herzog Theodor von Gothland"), wie er selbst an Tieck[94]) schreibt. Dabei charakterisierte diese ganze Periode die Geldnot. Er will selbst damals ein Schreiben an den preußischen Kronprinzen gerichtet haben, in dem der Satz gestanden haben soll: „Viele nennen mich genial, ich weiß indes nur, daß ich wenigstens ein Kennzeichen des Genies besitze, den Hunger". Uebrigens ist das Bittgesuch nie abgesandt worden[95]).

So geht mit alkoholischen und literarischen Orgien der Berliner Winter 1822 vorüber, und damit hat Grabbe eigentlich das Triennium vollendet, das damals für die juristischen Examina vorgeschrieben war. Aber er denkt nicht an sein Examen. Ihn verlangt nach dem Ruhm der Bretter, und wenn schon keines seiner Dramen aufgeführt wird, so will er wenigstens selbst Schauspieler werden. Die Geldmittel sind aufgebraucht, neue nicht zu erwarten, so macht er sich auf, fährt nach Leipzig und schreibt von da jenen verzweifelten Brief an Tieck.

Man vergleiche mit diesen von seinen Biographen in den Grundzügen übereinstimmend geschilderten tatsächlichen Zusammenhängen nun die Briefe aus den Studienjahren, namentlich die an die Eltern, und findet darin von seiner seelischen Not kein Wort, und als Zeugnis seiner leiblichen nur die häufige Bitte um Geld, die oft in merkwürdige Formen verkleidet ist. So schreibt er im Brief vom 26. Juli 1823[96]) an die Eltern: „Dennoch bitte ich Euch, mir ungefähr 5 Louisd'or zu schicken oder auch zu leihen, wenn ich das sagen darf; ich würde nur drei Stück

[93]) Vgl. Nieten, Biographie S. 30.
[94]) 8. März, Wuk. Werke V. S. 246 ff.
[95]) Interessant ist, daß Luise Grabbe, wie wir aus Nieten, Neue Kunde, S. 132. entnehmen, dieses Bittgesuch überhaupt ins Reich der Fabel weist und es für eine Mystifikation erklärt.
[96]) Wuk. Werke V. S. 257.

fordern, aber da ich jetzt bis auf die Zurückkunft Eures Briefes wenigstens zehn Tage warten muß, so ersuche ich Euch um 2 mehr". Vorher versichert er, daß er zwar auch bei seinem Wirte, seinen Landsleuten und seinen Bekannten borgen könne, daß er es aber „nimmermehr tun möge", und bittet schließlich: „Wenn es möglich ist, so wünschte ich, daß Ihr den Brief mit dem Gelde nicht auf der Detmolder Post aufgäbt, sondern durch einen sicheren Mann in Herford oder Bielefeld darauf legen ließet, — aber nein, es schadet nichts, die Detmolder dürfen wissen, daß Eltern ihrem Kinde etwas schicken . . . ." Das eigenartige Versteckspielen, das aus dem ganzen Briefe spricht, paßt recht gut zum Charakterbild Grabbes, dem Mystifikation zur „zweiten Natur wurde", wie wir schon einmal feststellten.

Aehnlich gegensätzlich erscheint uns Grabbe, wenn er in seinem Brief an Tieck vom 18. März 1823[97]) von seiner schauspielerischen Begabung erzählt, und wenn wir dann sein tatsächliches schauspielerisches Talent nach den Aeußerungen der Zeitgenossen[98]) als sehr geringfügig erkennen . . . .

Im Grunde klingt sogar in den Briefen an die Eltern ein parodistisches Moment mit, er macht sich hie und da lustig über sie, wie auch Nieten[100]) zutreffend bemerkt. Hier wird — wie schon im einleitenden Kapitel festgestellt, — seine Ironie aus dem Widerspruch zwischen seiner niedrigen Herkunft, den Verhältnissen zuhause, und dem adligen Verkehr seiner Berliner Zeit begreiflich. Damit kommen wir zu Grabbes parodistischer Phantasie, die in seinen Briefen tolle Blüten treibt. Nieten charakterisiert sie in seiner Biographie[100]): „Ein kleiner Zug ist für seine karikierende Phantasie charakteristisch. Er sieht zahlreiche bucklige Mißgeburten in den Straßen Dresdens, und

---

[97]) Wuk. Werke V. S. 249.

[98]) Tieck behauptete, Grabbe habe eine „widerliche Aussprache" gehabt (vgl. Ziegler a. a. O. S. 56) und der Schauspieler Jerrmann berichtet, wie Nieten Biogr. S. 39 ff. mitteilt, von Grabbes Besuch bei ihm (Grabbe besuchte ihn nach Ziegler und Duller während seiner ersten Leipziger Semester, 1821), daß Grabbe zunächst so verlegen gewesen sei, „daß er kaum einen Ton habe vorbringen können". Es fällt schwer, sich danach eine gewandten Schauspieler vorzustellen, der sich „jede erdenkliche Rolle binnen zwei Wochen zu spielen getraute".

[99]) Vgl. Nieten Biogr. S. 28/29.

[100]) Biogr. S. 41 und 424.

der ehrliche Alte muß ihn auf die Uebertreibung aufmerksam machen, worauf Grabbe dann immer mehr zurücknehmen muß". So schreibt er an Kettembeil [101]): „Herr Lasky, (der Jenenser Student in Leipzig, der beim Thomasbäcker saß und so schnell bei den Kaufleuten borgen wollte) ist aus der Burschenwelt in die Griechenwelt, von da in die Köpfwelt gegangen, nämlich vor dem Serail auf einer Lanze aufgepflanzt. Mein Gott, welche Lebenserfahrung müßte es geben, wenn man sich hinter dem Köpfen besinnen könnte. Ist man es gewohnt, so hat man es überstanden."

Auch Poppenberg sieht a. a. O. gerade in Grabbes Briefen jene Barockheit und Originallitätssucht, mit parodistischen Momenten gepaart. Er spricht von der „Sucht nach der Grimasse", die in den Briefen herrsche. So unterzeichnet Grabbe einmal mit dem Rebus: „Sepulchrum plus b" (an Schreiner, Juni 1835, Wuk. VI., S. 153). Im Brief an Kettembeil vom 1. Juli 1827, (Wuk. V. S. 279) meint er: „Ich speie in die sogenannte Poesie! Ich halte das Herz für eine in das unrechte Loch gelaufene Billardkugel". Gern bezeichnet er seine Briefe als „wilde Briefe" (so an Kettembeil vom 18. April 1829, Wuk. V., S. 326). Poppenberg spricht davon, daß Grabbe „Gedankenmünzen von wirksamer Originalität" geprägt habe, „in deutlicher Absicht der Verbreitung." Das ist ohne Zweifel richtig, Poppenberg verweist zum Beweise dafür auf verschiedene Briefstellen. „Das Wort: „Als der liebe Gott seine Kaffeemilch umgoß, entstand die Milchstraße" gehört in die reich zu besetzende Rubrik der barocken Geschmacklosigkeiten und eben dahin der Vergleich der blauen Berge mit Karpfenrücken. Ebenso häufig ist der grobianische Zynismus, der sich als weltüberlegene Genialität aufspielt und z. B. von einer hohen Königsstirn sagt: „Die Läuse wären darauf schwindelig geworden". . . . ."

Zuweilen macht es ihm Spaß, einen Namen zu verdrehen, wie in seinem Brief am Immermann vom 16. März 1835 [102]): „. . . . möcht' ich bald auf einen Tag Ihr Diarium, sowie auch die Runkel- (von zurück: Le Knur-) schen Hermanniaden über dasselbe, soviel Sie davon in Posseß haben, geliehen bekommen." Oder er vergleicht sein Gemüt mit einem unruhigen Hund, dem man ein

[101]) Brief v. 3. August 1827, Wuk. Werke V. S. 291.

Stück Fleisch vorwerfen muß, damit er etwas zu fressen hat. (Brief an Gustorff, vom 12. Februar 1824, Wuk. Werke V., S. 264). Er spricht auch von sich als einem Tiger: „Wir müssen einige zerreißen, ich bin hungrig; bereits totes Aas mag ich nicht." (an Kettembeil vom 13. Januar 1828 Werke V., S. 315) . . . .

Er unterschreibt seine Briefe mit „Satan". Als ihm die Detmolder Theaterleute den Streich spielen, ihn auf die Bühne zu birngen, schreibt er an Kettembeil [103]), er habe den Schauspieler „durchschießen" wollen. — sei aber in Hausarrest gekommen. Poppenberg charakterisiert diese Haltung, — „Schauspielerei vor sich selbst" — bezeichnend: „Grabbe fühlte sich immer selbst quasi artifex, er ist sein bester Zuhörer, und in seinen rasenden Derwischtänzen sieht er sich bewundernd zu. Ein Schwächling dem Leben gegenüber, sucht er Betäubung und Selbstbetrug in kriegerischen Fanfaren . . . . In seinem äußeren Wesen scheu und ungelenk, erhitzt und erregt er sich an dem Furioso raubtierprächtiger Gewaltmenschen. Er peitscht sich auf, er heizt sich ein, bis es ihm rot vor den Augen aufsteigt. Debauchen der Einbildungskraft feiert er".

Es sind sowohl Ausbrüche echten Temperaments wie gemachte Originalität. Sucht nach Verzerrung, parodistische Elemente, Großsprecherei und leidenschaftliches Selbstbewußtsein haben sich hier vereinigt.

Sein Selbstbewußtsein vollends übersteigert sich leicht. Auch von Zeugnissen hierfür sind zunächst die Briefe an die Eltern voll. Von seinem „Gothland" erzählt er ihnen, das „Stück sei so ausgezeichnet und so groß", daß ihm alle rieten, er möge es nur außerordentlich geistreichen Männern zeigen, weil das gewöhnliche Volk es nicht verstände [104]). Für „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" hat ihm ein Buchhändler Geld geboten. „Weil es aber nur ein Louisd'or für den Bogen war, habe ich es ausgeschlagen" [105]). Seltsam mischen sich Bescheidenheit und Großspurigkeit in seinem ersten Briefe an Tieck [106]), dem er den Nachsatz gibt: „Im Bewußtsein, daß ich wenigstens etwas Aus-

---

[102]) Werke VI. S. 109.
[103]) Brief vom 3. Juni 1829, Werke V. S. 330.
[104]) Brief an die Eltern vom 2. Sept. 1822, Werke V. S. 238.
[105]) An die Eltern v. 29. Sept. 1822, Werke V. S. 240.
[106]) V. 21. Sept. 1822, Werke V. S. 240.

gezeichnetes, wenn auch nichts Gutes geleistet habe, fordere ich Sie auf, mich öffentlich für einen frechen und erbärmlichen Dichterling zu erklären, wenn Sie mein Trauerspiel den Produkten den gewöhnlichen heutigen Dichter ähnlich finden."

Kettembeil gegenüber behauptet er einmal: „. . . bei meinem Mephisto, sollte ich mich irren, oder haben meine Dir überschickten Dramen nicht mehr Kern, Feuer p. p. als die Eseleien der sämtlichen heurigen Dramatiker?" [107])

Oder er behauptet, daß es „schwerlich in der Literatur etwas Tolleres und Verwegeneres" gebe als seine Stücke [108]). Ja, selbst den „Sir Shakespeare" vermißt er sich, „unterzukriegen": „Für sein bestes historisches Stück gebe ich nicht einmal den Barbarossa" [109]) — wobei zu beachten ist, daß er selbst den „Barbarossa" für s e i n schlechtestes Stück hielt und ihn als „widerlich" [110]) bezeichnet. Er betont Kettembeil gegenüber, der des Absatzes wegen bangte, daß die „Bewunderer wie Pilze wachsen" würden [111]). In demselben Briefe begehrt er auf: „Ich bitte, wie kannst Du mir Witz absprechen?" (Kettembeil hatte „Aschenbrödel" nicht gedruckt, weil er seinen Witz nicht allzu hoch einschätzte.) Ja, ihm scheint sein „Heinrich VI." als „vielleicht zu gut" [112]). Und als Kettembeil wieder einmal besorgt mahnt, daß der Verkauf der Bücher zu wünschen übrig lasse, fragt er fast empört: „Sollte nicht gegen uns eine Art literarische Clique besonders von unbedeutenden Köpfen, von Berlin aus, im Spiele sein? Oder belfert das Volk uns an, wie alles Tüchtige angebelfert wird? Oder sind wir wirklich dumm?" [113])

Das Letzte ist natürlich eine umgekehrte rhetorische Frage, die in dieser Form besonders bezeichnend ist für den gegensätzlichen Zug in Grabbes Wesen, welcher sich hier selbst in seiner Redeweise ausprägt.

Auch auf seine prophetische Gabe tut er sich allerlei zugute,

---

[107]) An Kettembeil v. 1. Jui 1827, Werke V. S. 279.
[108]) An Kettembeil v. 4. Mai 1827, Werke V. S. 272.
[109]) An Kett. v. 18. April 1829, Werke V. S. 327.
[110]) An Kett. v. 14. Juli 1830, Werke V. S. 346.
[111]) An Kett. v. 8. April 1830, Werke V. S. 342.
[112]) 4. August 1830 an Kett., Werke V. S. 348.
[113]) An Kett. v. 8. Mai 1831, Werke VI. S. 21.

wie etwa beim „Napoleon". So schreibt er an Menzel [114]): „Mein Napoleon ist in vollem Druck. Ich habe zuviel in ihm vorausgesagt, soviel, daß, als die Begebenheiten rascher waren als Abschreiber und Setzer, ich, um kein zu arger Prophet ex post zu sein, manches streichen mußte."

Sein „Kosciusko", die nie vollendete Tragödie des polnischen Freiheitskampfes, soll gar alles enthalten, „was an Wissenschaft, Kunst und Leben bis dato passiert ist — soll besser werden, als Goethes Faust, der eigentlich darin doch nur ein Hurenleben geschildert hat. Sir Goethe konnte ja nicht zum Leben kommen, weil das Leben ihn auf den Händen trug." [115])

Er — Grabbe — kann „in geschichtlichen Sachen jedem Stirn bieten" [116]); ja, an Schreiner schreibt er in einem jener krausen, „desultorisch von Objekt zu Objekt springenden" (Immermann über sein Gespräch) Zettel:

„Was ist das für ein Gewäsch über Goethes Faust! Alles erbärmlich. Gebt mir jedes Jahr 3000 Thlr., und ich will Euch einen Faust in drei Jahren schreiben, daß Ihr die Pestilenz kriegt. Mein Faust und Don Juan ist nur 'ne dumme Vorarbeit." [117])

Neben solchem mehr „sachlich", d. i. durch sein Werk, wenn auch nicht begründeten so doch erklärlichen Selbstbewußtsein (das sich allerdings, sobald er sich mit Shakespeare und Goethe vergleicht, zur Großspurigkeit steigert und komisch wird), steht persönliche Eitelkeit, die noch weniger überzeugt.

Voll Stolz meldet er Kettembeil, daß er Auditeur geworden, daß die Hofschauspieler vor seinen Kritiken zittern, und daß sie nach Münster — „Westfalens erster Stadt" — „seinen Ruhm hinbringen." [118]) Als er seinen Arm gebrochen hat, und dieses Faktum sogar in den Zeitungen erwähnt wird, berichtet er es ebenfalls Kettembeil [119]): „Im Rheinischen Anzeiger steht mein Armbruch, auch der ‚Komet' spricht einige Male von mir."

Seltsam ist wiederum, daß derselbe Grabbe, dessen stolzes Selbstbewußtsein sich vermißt, Shakespeare und Goethe in den

---

[114]) An Menzel v. 15. Januar 1831, VI. S. 14.
[115]) An Kettembeil 9. Juli 1832, Werke VI. S. 43.
[116]) An Menzel, 15. 9. 1834, VI. S. 52.
[117]) VI. S. 150.
[118]) An Kettembeil 13. 1. 1828, V. S. 314.
[119]) 5. 5. 1830, V. S. 344.

Schatten zu stellen, dennoch sich zuweilen sehr bescheidentlich gibt. Es ist allerdings eine Bescheidenheit, der man nicht recht glaubt, der man vielmehr anmerkt, daß sie geheuchelt ist. So schreibt er an Regierungsrat v. Meien [120]), als er ihm seinen Don Juan ins Haus schickt: „Machen sich Euer Hochwohlgeboren darum keine zu große Idee von dem Dinge", — fährt dann aber fort: „obgleich ich gleichfalls höre, daß ein gewisser Rousseau [121]) in Frankfurt den Zyklus seiner dramatisch-ästhetischen Vorlesungen mit einer Lektion meines Faust eröffnen will . . ." Aehnlich an Gubitz [122]): „. . . . und daß Sie in Ihrem gediegenen ‚Gesellschafter' eine Erwähnung darüber ergehen lassen werden. Diese Erwähnung falle aus, wie sie wolle, ich werde mich schon an sich dadurch geehrt fühlen. Am liebsten wär's mir freilich, wenn Sie selbst mein Buch besprächen, da Sie mehr von meinem Wesen kennen als ein anderer."

Eine ganze Reihe von Selbstrezensionen hat Grabbe sogar geschrieben, und zwar ausführliche, denn „Rezensionen sind schon aus dem Grunde zu dehnen, weil sie größer werden, vorn ankommen und das honorig aussieht", wie er an Kettembeil [123]) schreibt. Dabei geht er sehr überlegt zu Werke. Er lobt weder uneingeschränkt, noch tadelt er zu scharf, sondern mischt Lob und Tadel so, daß der Leser neugierig wird. Von seinen zuerst publizierten Dramen schreibt er [124]): „. . . . aber eine im Ganzen so niederschlagende und dennoch hie und da erhebende Erscheinung, wie diese dramatischen Dichtungen bilden, ist ihm noch nie vorgekommen."

Aus diesen Selbstrezensonen spricht Berechnung: Eine gewisse Bauernschlauheit des kleinen, pfiffigen Spießers, die ein Erbteil jenes kleinbürgerlichen Milieus ist, von dem wir im ersten Teil unserer Betrachtung schon handelten. Mit allerlei kleinen

[120]) 6. 1. 1829, V. S. 321.
[121]) Besonders interessant ist, daß Grabbe von einem „gewissen Rousseau" spricht (J. B. Rousseau in Frankfurt) und den Anschein erweckt, als habe er sonst nie den Namen gehört. Dabei beschäftigt er sich in seinem Briefe an Kett. v. 20. 1. 1828, Werke V. S. 315, eingehend mit einer Kritik Rousseaus über seine Dramen.
[122]) Brief v. 22. 12. 1827, Werke V. S. 307.
[123]) Vom 3. 6. 1829, Werke V. S. 330.
[124]) Vgl. Brief an Kett. 28. 12. 1827, Werke V. S. 308.

Mittelchen und Kniffen versucht er sein Ziel zu erreichen: „Bei Katholiken gib mich nur für bekehrt und katholisch aus, und bei den Juden für einen Juden, — was frag' ich nach der Chaussee, wenn ich nur die Stadt erreiche?", schreibt er an Kettembeil [125]). Voller Unterwürfigkeit, beinahe kriecherisch, sind die Briefe an die berühmten Autoren der Zeit, denen er Exemplare seiner Dichtungen übersendet (Goethe, Tieck, Müllner). „In Briefen habe ich bei solchen Leuten Force", schreibt er Kettembeil [126]); auch seine Briefe an die Journalredakteure erfüllen ihn mit Stolz, in ihnen „steckt freilich der Mephisto" [127]). In einem anderen Brief an Kettembeil nennt er sie „die Herren literarischen Hammel und Ochsen" [128]): „Die Briefe an die Herren literarischen Hammel und Ochsen werde ich nach Frankfurt schicken, jedoch kann ich es erst dann tun, wenn ich mein gedrucktes Exemplar in der Hand habe und sehe, wie es den Messires in Geist oder Auge fällt. Dann erhältst Du die Briefe in drei Tagen, und damit sie nicht die Buchhändlerspekulation wittern, schreibe ich hinein, ich wäre gerade in Frankfurt zu Besuch." Kettembeil gegenüber spricht er auch von seiner „Spekulation pto. des hiesigen Theaters" [129]), d. h. seiner Absicht, vielleicht eine Stellung als Regisseur oder Dramaturg an der Detmolder Bühne sich durch seine „gefürchteten" Kritiken, die Wuk.V., S. 48, treffend „Kritiken auf Widerruf" nennt, zu erzwingen.

Aehnlich bezeichnend ist eine Stelle seines Briefes an Kettembeil vom 29. Januar 1832 [130]), in dem es heißt: „Ich bitte, und gewähre es umgehends (es soll niemanden kompromittieren), schicke mir eine vom 12. November 1827 ausgestellte Obligation mit Siegeln, wonach Du mir 500 Thlr. schuldig bist. Sie gilt nichts, wie ich hiermit bezeuge und wiederholt bezeugen werde. Gegen Dummheit muß ich aber physische List gebrauchen, wie Russen contra Franzosen."

Was er mit dieser Obligation gewollt hat, steht nicht fest, doch war der Zweck wiederum irgendeine Mystifikation.

[125]) Brief v. 13. 1. 1828, Wuk. Werke V. S. 314 ff.
[126]) Brief v. 26. Juli 1827 V. S. 290.
[127]) An Kettembeil 28. 9. 1827, Wuk. V. S. 304.
[128]) Brief v. 12. 8. 1827, Wuk. Werke V. S. 217.
[129]) Brief v. 3. 8. 1827, Wuk. V. S. 294.
[130]) Wuk. VI. S. 39.

Auch für Grabbes Menschenscheu bieten die Briefe manche Belege. Sein Benehmen bei der Vorstellung bei seinem Chef, Regierungsrat v. Meien, erwähnten wir schon. Er schreibt ihm [131]): „Nichts könnte mich in diesem Augenblick hindern, vor Euer Hochwohlgeboren persönlich zu erscheinen, aber ich darf aus vollem Herzen versichern, daß von je mich zu viele Scheu und zu wenig Eitelkeit beherrscht hat, um irgend zu glauben, daß meine persönliche Erscheinung einen (!) weit über mir stehenden Mann anders als unbedeutend und noch dazu belästigend sein könnte."

Und auch was er Tieck kurz nach seiner Rückkehr nach Detmold schreibt [132]), dürfte ehrliches Bekenntnis sein: „Gleich zu Anfang machte mich das Bewußtsein, Ihnen beim Vorlesen mißfallen zu haben, scheu und verlegen, und als Sie dennoch fortfuhren, sich so sichtbar für mich zu interessieren, artete meine Verlegenheit und Dankbarkeit fast in Tölpelhaftigkeit aus."

So stehen seine Menschenscheu und seine Neigung zur Mystifikation in direkter Wechselwirkung zueinander: Bis in kleinste Züge prägt sich diese Neigung aus, wofür als ein Beispiel der durch A. Bergmann (Neue Funde zur Grabbeforschung, a. a. O.) aufgefundene Brief Grabbes an den Fürsten von Lippe angeführt sei: Grabbe bittet den Fürsten um Pensionierung und Aussetzung eines Jahresgehaltes und führt als Beweis für die staatserhaltenden Tendenzen seiner Dichtkunst an: „Meine Dichtungen, die dem Lande und mir nicht zur Unehre gereichen, die überall fast für die rechtmäßigen Fürsten glühen, (selbst der wilde Don Juan sagt: König und Ruhm und Vaterland und Ehre) habe ich seitdem aufgeben müssen . . . ." (In Wirklichkeit lautet der Spruch Don Juans ein wenig anders, nämlich: „König und Ruhm und Vaterland und L i e b e".) Interessant ist hier neben der falschen Zitation die Berechnung, die Grabbe in den Nebensatz „die überall für die rechtmäßigen Fürsten glühen", ein „fast" einschieben, und damit die Wahrheit teilweise retten läßt, ohne doch dafür den Brustton der Ueberzeugung — in dem diese Behauptung vorgetragen werden muß — völlig zu verlieren....

✸

[131]) Brief v. 15. 10. 1826, V. S. 266.
[132]) Brief v. 29. 8. 1823, V. S. 262.

Dieser uneinheitliche, zwiespältige Charakter, so wie er sich in den Briefen spiegelt, erklärt uns auch die Launenhaftigkeit, Sprunghaftigkeit und Unzuverlässigkeit des Menschen Grabbe. Ihm fehlt die Ausdauer, die Stete, jenes Ideal des mittelalterlichen Menschen, die mäze: Er nimmt wohl ab und zu einen Anlauf, konzentriert sich für kurze Zeit auf eine Sache und leistet dann Erstaunliches. („Wo ich Endzweck sehe, bin ich unermüdlich", schreibt er an Kettembeil 12. 8. 1827, V., S. 297.) Aber das Unglück Grabbes besteht darin, daß er auf die Dauer eben keinen Endzweck sah, daß er mit anderen Worten nicht vermochte, sein Leben auf eine feste Linie zu bringen, seine eigenen Grenzen zu stecken, und innerhalb dieser Grenzen das wirklich Große zu schaffen. Er war maßlos, und seine Maßlosigkeit ist sein Schicksal. Gewiß widerstreben Grenzsetzungen dem Genie, aber seine menschliche Aufgabe liegt eben darin, die rechten Grenzen zu finden. Ohne Begrenzung keine Harmonie.

Grabbe aber verzehrte die Unruhe des Grenzenlosen. „Ruhe ist meine Sache nicht, und was ich einmal begonnen, das treibe ich gern rasch fort", schreibt er an Kettembeil [133]), und an Steinmann in Münster [134]): „.... dabei Bauern, Prozesse und die unseligste, unruhigste Natur, die mich keine zwei Stunden des Tages arbeiten läßt."

Diese Unruhe und Sprunghaftigkeit, die er zunächst während der Detmolder Zeit auf seine berufliche Ueberlastung zurückführt, wächst während der Düsseldorfer Jahre. Krankheiten taten das Ihrige dazu. Ein Nachsatz zu einem Brief an Schreiner, in dem er nach ein paar ergreifenden Sätzen über seine „Hermannsschlacht" von belanglosen Dingen spricht, und endet: „Rückert ist ein Versehengst" — scheint für diese Sprunghaftigkeit außerordentlich charakteristisch: „Der Hermannsschlacht unterlieg ich fast, wer kann das Ungeheure, jeden Nerv Aufregende vollenden, ohne zu sterben? Wär' ich tot! — Im Leben ahnt man das Große, und hat's nicht. Mich trösten die Sterne. Man hat sie auch nicht, so arg sie glänzen. — Ich bin noch immer bei Zandyck. Morgen soll er fertig sein. Unkel könnte

[133]) 25. 6. 1827, V. S. 284.
[134]) 2. 8. 1829, V. S. 334.

mir den Müller und sein Kind wohl schaffen. Dummes Zeug schafft bei Klugen Klügeres. Rückert ist ein Versehengst“ [135]).

Auch verspricht er gerne und viel, ohne zu bedenken, ob er das Versprochene hinterher auch halten kann, so in den Briefen an die Eltern, wie wir schon früher feststellten. Nachdem er ihnen soviel von seiner Berühmtheit erzählt hat, will er sich auch „malen“ lassen (Brief v. 29. 1. 1823 V., S. 244). Er wird ihnen alles, „was sie für ihn getan haben, im Ueberfluß ersetzen“ (Brief v. 14. 2. 1823 V., S. 245). Die Vollendung beinahe aller dramatischen Arbeiten setzt er um Wochen, Monate zu früh an, schließt am 15. August 1829 (vgl. Werke V., S. 334) mit Kettembeil einen Verlagsvertrag, in dem er sich verpflichtet, jährlich drei dramatische Stücke der Hermannschen Buchhandlung anzubieten. In Wirklichkeit hat er bis zu seinem Zerwürfnis mit Kettembeil, das etwa fünf Jahre später (im November 1834) eintrat, diesem noch zwei Stücke in Verlag gegeben (Heinrich VI. und Napoleon). Das erste erschien 1830, das zweite 1831. Unterm 2. 8. 1829 dagegen schrieb Grabbe an Steinmann in Münster [136]): „..... eben kommt mein Barbarossa aus dem Druck: ein Lustspiel „Aschenbrödel“ ist wieder drin: Kaiser Heinrich VI. geht im September ab: im November cr. Napoleon oder die hundert Tage und Ende Dezember cr. sehr wahrscheinlich das Trauerspiel „Die Abassiden“.“

Auch Immermann muß er immer wieder vertrösten. Einmal bekennt er ihm gegenüber: ..... mein guter Wille ließ mich zu viel versprechen ....“ [137]). Und als er von Düsseldorf abreist, verspricht er dem Verleger Schreiner: „Bald mehr. Hons bekommt zehn Aufsätze [138]) binnen 14 Tagen, die er aber einzeln, nicht auf einmal in ein Blatt rücken muß“ [139]).

(Auch Nienten [140]) charakterisiert diesen Hang zu leeren Versprechungen.)

---

[135]) An Schreiner, Werke VI. S. 155.
[136]) Werke V. S. 334.
[137]) An Imermann v. 27. Febr. 1835, Wuk. VI. S. 104.
[138]) An Schreiner Mai 1836, Werke VI. S. 174.
[139]) Von diesen angekündigten 10 Aufsätzen finden sich in den Ausgaben nur zwei kleine Betrachtungen „Konventikel“ und „Notiz“, von denen die letztere fürs „Lipp. Magazin“, nicht für Hons, den Redakteur des „Düsseld. Fremdenblattes“, gedacht war.
[140]) Vgl. Nieten S. 37, Biographie.

So wie Grabbe sich einmal selbst charakterisiert, erscheint er uns auch in den Briefen schlechthin: „Daß ich sehr gäre, sehr schlimm jetzt bin, weiß ich auch. Ich habe fünf Seelen im Kopfe. Ich weiß aber auch, daß ich nur nicht selbst einzustürzen brauche, um in den Tagen der Ruhe alle die Schätze und Schlacken und Felsen zu sehen, die ich ausgeworfen habe, und sie zu benutzen"[141]). Diese Tage der Ruhe aber waren ihm nicht beschert. Er suchte äußere Ruhe, glaubte, sobald die Last des Berufes von ihm genommen, sei alles gut. Aber innere Ruhe war es, die ihm fehlte, um „alle die Schätze und Schlacken und Felsen", die er „ausgeworfen hatte, zu benutzen". Es ist nicht so, daß n u r negative, ungesunde, zerstörende Gewalten in ihm wüteten. Gesunde Kräfte standen gegen sie, aber sie waren nicht stark genug.

[141]) Vgl. Koch a. a. O. S. 273/74 — Brief an Kett. vom 20. Oktober 1831, Werke VI. S. 33.

III. Kapitel.

B. Die positiven Elemente in seinem Wesen.

Wir verstehen den Charakter Grabbes als unglückliche Mischung widerstrebender Gegensätze. Die guten und bösen Elemente rangen in diesem Geist um die Herrschaft, und sein Verhängnis war, daß die Dämonen der Vernichtung stärker waren. Als Ergebnis des Kampfes bleibt das Nichts: Grabbes — weltanschaulicher — Nihilismus[142]).

Das Gute in ihm — wir sprechen von seinem Charakter — ist allerdings nie ganz gestorben. Wohl wurde es zuweilen zugedeckt. Selbst in der Düsseldorfer und mehr noch in der letzten Detmolder Zeit leuchtete es immer wieder auf, aber er hatte nicht die Kraft, die positiven Elemente in seinem Ich nutzbar zu machen: Es blieb bei einer verschwommenen allgemeinen Stimmung. Wehmut und Trauer geben den letzten Tagen in Detmold das Gepräge.

Nieten nennt diese Haltung in seiner schon zitierten Charakteristik der psychologischen Situation Grabbes seine „verborgene Gefühlstiefe". Auch hier sind es wiederum die Briefe, die uns die besten Einblicke in die vielpfadige Seele dieses Menschen tun lassen. Schon in den Briefen aus der Leipziger Zeit hören wir — wenn auch selten — einen Ton echten Gefühls. Einmal fragte er besorgt: „Koste ich Euch zuviel? Dulden es Eure

---

[142]) Unter „Nihilismus" ist hier selbstverständlich nicht jene politische Ideenrichtung verstanden, wie sie namentlich in Rußland ihre schärfste Verkörperung fand, sondern wir gebrauchen hier das Wort gleichbedeutend mit den Begriffen Pessimismus und Destruktivismus, als Bezeichnung der verneinenden Haltung der Welt gegenüber.

Umstände? Schickt mir lieber weniger“ [143]). In demselben Briefe heißt es dann ganz unvermittelt — und daraus spricht gewiß wahres Gefühl, das beinahe rührend anmutet: „Die Lippstädter Butter habe ich eben gekostet, sie ist gut. — Ich will ein Butterbrot zum Kaffee essen, und denken, ich wäre zu Haus.“ Er glaubt, die „viele Liebe nicht zu verdienen“, welche die Eltern, wie er aus ihren Briefen sieht, für ihn hegen. (An die Eltern, Brief vom 6. Juli 1822 Werke V. S. 237.)

Jener Brief an Tieck, in dem er ihn um Vermittlung einer Anstellung bittet, hebt gewiß ein wenig pathetisch an, aber dennoch wird auch hier im Unterton ehrliche Verzweiflung mitklingen: „Nahe am Untergange blicke ich noch einmal auf der Erde umher und sehe keinen, keinen als Sie, zu dem ich mich wenden möchte: Ich flehe um nichts, als diesen Brief zu lesen“ [144]). Und geradezu ergreifend ist die kurze Schilderung, die er in dem Brief an Tieck vom 29. 8. 1823 (Werke V. S. 258) von seinem Wiedersehen mit der Heimat und den Eltern entwirft, deren Freudentränen er mit künstlicher Grobheit begegnen mußte, um nicht selbst zu weinen. Er erkennt wohl die Liebe dieser Menschen, die er „so oft mit leeren Hoffnungen getäuscht“, die seinetwegen „von der halben Stadt verspottet werden“, denen er „ihr ganzes kleines Vermögen weggesogen“ hat — und die ihn dennoch voll überschwenglicher Freude willkommen heißen: „Mich ergriff's wie ein Krampf, als ich über die schwärzlichen Berge meiner Heimat dem traurigen Wiedersehen entgegenklettern mußte, doch genug von allem — —“

Zerknirschung und der Wille, neu aufzubauen, spricht daraus, — wenn dieser Wille auch zunächst durch das kleinstädtisch-spießige Milieu gelähmt wird [145]). Dennoch geht sein Weg nun allmählich aufwärts, bestandenes Examen und Anerkennung seiner Arbeit tun das Ihrige dazu. Als sein alter Freund Kettembeil sich nun noch seiner erinnert und seine Dramen verlegen will, ist seine Freude groß und aufrichtig; sie klingt aus seinem Briefe wieder: „Du bist mir eine Stimme in der Wüste gewesen; Du weißt, ich habe mich stets sehr gern zu Dir hingewendet, mich oft bei Dir erholt, mich oft, da ich Deine

[143]) An die Eltern 16. 1. 1821, Werke V. S. 233.
[144]) An Tieck 8. 3. 1823, Werke V. 246.

Ansichten kannte, frei gegen Dich ausgeschüttet, so daß Du ex facto überzeugt sein mußt, es sei keine Heuchelei, wenn ich versichere, daß Du zu den Wenigen gehörst oder vielleicht der einzigste bist, dem ich ein aufrichtiger, liebender Freund bleibe." (An Kettembeil, 4. 5. 1827 V, S. 274.)

Als er in Düsseldorf ist, gibt er Petri Anweisung, der Mutter „von Ankunft dieses Briefes angerechnet pro jeden Monat vier Taler Pr. K." zu bezahlen, „mit der Bedingung, einen halben Taler davon an Minchen Wallbaum abzugeben. Es wird beide freuen, aus deinen und meinen Händen das Geld zu erhalten" [146]).

Damals sagt Immermann von ihm: „Gutmütig war er, wo ihn ein rechtes und klares Element umgab, ohne Schranken" [147]), und eine Steigerung aller edlen Regungen seines Inneren schwingt in Grabbes Brief an Immermann, als er die letzten Szenen des „Hannibal" schreibt: „..... Die letzten Szenen des Hannibal ergreifen mich wie noch nie eines meiner Stücke. Sie reißen an mir, und ich muß oft vor ihnen flüchten wie ein Kind" [148]).

Heimweh empfindet er in den Düsseldorfer Tagen: Er nennt es zwar nur den „Gedanken an die Heimat", aber es ist mehr: Bestimmt ihn dieses Gefühl doch dazu, die „Hermannsschlacht" zu schreiben: „Der Gedanke an die Heimat (der einem in der Ferne wohl kommt, jedoch nicht mit Heimweh zu verwechseln ist) hat mich auf etwas aufmerksam gemacht, was mir so nahe lag: nämlich ein großes Drama aus der Hermannsschlacht zu machen; alle Täler, all das Grün, alle Bäche, alle Eigentümlichkeiten der Bewohner des Lippischen Landes, des Beste der Erinnerungen aus meiner Kindheit, soviel ich davon weiß.... sollen darin grünen...." [149]).

Er will zwar nicht wissen, daß es Heimweh ist, was an ihm nagt, aber wir schließen es aus einigen Sätzen, die er an Schreiner schreibt (Werke VI., S. 118): „Mein Herz ist grün vor Wald", und: „Ach, ich kenne aus meiner Kindheit ja jeden

---

[145]) „Mein Malheur" besteht eigentlich darin, daß ich . . . . in einer Gegend geboren bin, wo man einen gebildeten Menschen für einen verschlechterten Mastochsen hält." Grabbe an Tieck, 29. 8. 23 V. S. 259 ff.
[146]) An Petri 2. Nov. 1834, VI. S. 50.
[147]) Mem. S. 35.
[148]) Grabbe an Immermann 3. Febr. 1835, VI. S. 90.
[149]) Grabbe an seine Frau, 8. 1. 1835, VI. S. 76.

Baum, jeden Steg dazu: Die Studien zu diesem Nationaldrama haben mich fürchterlich erschüttert."

Sicher also schüttelte Heimweh den kranken Mann in Düsseldorf: aber er will sich dieses Gefühls nicht bewußt werden, — vielleicht ist es die alte Angst vor dem Gefühl überhaupt, vielleicht ist es auch die Furcht, daß ihn das Heimweh, wenn er es einmal deutlich ausspricht, ganz übermannen wird.

Grabbes Angst vor dem Gefühl als solchem hat nun auch ihrerseits ihre positiven Werte. Sie ist nicht nur lügnerisch, sie entspringt einer Quelle, die rein und lauter ist, einem Instinkt für innere Sauberkeit, den man vornehm nennen möchte, wüßte man nicht, daß bei Grabbe Ehrlichkeit und Lüge seltsam gemischt erscheinen. So schreibt er an Kettembeil (16. 5. 1827, V., S. 275), daß zwar jeder seiner (Kettembeils) Briefe für ihn (Grabbe) eine Wohltat sei, — das bedeutet, daß er sich aus menschlichen, freundschaftlichen und auch egoistischen Gründen darüber freut, — fährt dann aber fort: „ . . . . aber Du weißt, ich kann „Edelmut" nicht ausstehen, und bitte, wenn Du mir nächstens wieder schreibst,mir zu beweisen, daß Du gerade nichts zu tun oder Langeweile hattest, als Du die Feder ansetztest, um zu Deinem alten „Schmetterer" zu fliegen." Hier erkennen wir seinen Stolz, seinen Eigensinn, seine Abkehr vom Sentiment gleicherweise wie auch eine kleine, im Unterton mitschwingende Unehrlichkeit: Denn diese Bitte, ihm nur zu schreiben, wenn jener „gerade nichts zu tun oder Langeweile" habe, wird nicht wörtlich zu nehmen sein. Ein ähnlich charakteristisches Zeugnis für die Grabbesche Mischung von Schamhaftigkeit, Stolz und Neigung zur Unwahrhaftigkeit ist der Brief an Schreiner aus den letzten Detmolder Wochen[150]). Grabbe braucht dringend Geld, schämt sich aber, von einem seiner Detmolder Freunde die zwei Louisd'or, die ihm fehlen, zu erbitten, und schreibt an seinen Verleger Schreiner: „Daß ich aber augenblicks zwei Louisd'or bedarf, ist auch wahr. Kürzer und ohne Lärm zu machen, konnt' ich sie nicht erheben, als auf Sie per Post. Sind sie verzehrt, zieh' ich bei mir ein, indem die Hermannsbataille jedenfalls in der Zeit fix und fertig ist . . . ."

Er sucht diese etwas merkwürdige Verfahrensart auch zu

[150]) Brief vom 7. Juli 1836, Werke VI. S. 177.

motivieren: Man müsse ihn kennen, um zu verstehen, weshalb er diesen Umweg wähle, um zu Geld zu kommen. Er scheue den Aerger, den er haben würde, wenn er seine Frau um die Summe bitten würde und er wolle, bis die Hermannsschlacht fertig sei, mit allem Geldärger verschont bleiben: „Man muß mich kennen, um einzusehen, warum ich die Kleinigkeit in Düsseldorf suche, obgleich mir mein Vermögen vor der Nase liegt. Ich ziehe nicht eher in mein Haus und in meinen Aerger, als bis die „Hermannsschlacht" fertig ist."

Eine Bestätigung für unsere Ansicht, daß dieser Brief in seiner bedeutungsvollen Mischung verschiedener Wesenseigenschaften für Grabbe typisch sei, finden wir in einer Szene, die Ziegler von ihm erzählt; hier zeigt Grabbe sich genau so, wie in jenem Brief[151]). Er hat Ziegler — während der Krankheitstage in Detmold, kurz vor seinem Tod — zu sich gebeten, spricht mit ihm über allerlei, bis Ziegler plötzlich sich erinnert, daß er mit Grabbe noch in Geldgeschäften abzurechnen hat: Er hat für ihn — bei Grabbes Weggang im Herbst 1834 — übernommen, die noch ausstehenden Deserviten aus seiner Advokatur einzuziehen, und auch mehrere Gelder eingezogen; mit diesen Geldern hat er teils Forderungen an Grabbe gedeckt, teils die Mutter Grabbes unterstützt, jedenfalls ist von den eingezogenen, ziemlich kleinen Summen nichts mehr übrig geblieben, denn „Grabbe hatte während seiner Advokatur nur schlechte Sachen gehabt." Ziegler teilt ihm dies nun bei der erwähnten Gelegenheit mit. Grabbe wehrt ab, er möge nicht weiter darüber reden, es seien keine gewinnbringenden Fälle gewesen. Ziegler kommt aber doch auf einzelne Punkte zurück, und Grabbes Interesse, das er bisher verborgen hat, wird wach. Er bittet ihn, den oder jenen säumigen Zahler zu verklagen, schließt dann aber wieder: „Ach, es ist mir einerlei, es ist Kleinigkeit, es ist Quark —". Ziegler meint dazu, daß Grabbes Aufregung, „wenn sie auch gleich wieder zur Gemütlichkeit herabsank", wohl bedeutet habe, daß er — Grabbe — damals dringend Geld gebrauchte. Er habe sich aber geschämt, Ziegler etwas davon zu sagen, ihn jedoch, — so vermutet Ziegler — „nur der Deserviten wegen zu sich kommen lassen und mochte aus Scham über

[151]) a. a. O. S. 197 ff.

seine Armut nicht davon anfangen, ob aus jenen noch etwas für ihn zu erwarten sei." Hier haben wir wiederum jene Mischung einer aus stolzer Empfindlichkeit und einem gewissen Edelmut gewachsenen Scham und jener merkwürdigen Schiefheit der Mittel, jener geheimen Unehrlichkeit, zu der diese Scham bei Grabbe wird. Dennoch aber dürfen wir nie vergessen, daß solche Scheu aus innerer Reinheit kommt, daß also, paradox gesprochen, Voraussetzung für Grabbes Neigung zur Lüge eine vielleicht übertriebene innerliche Sauberkeit ist . . .".

Nur so, aus einer inneren Gegenbewegung, verstehen wir, daß Immermann Grabbes Wahrhaftigkeit rühmt [152]). „Grabbe erheuchelte kein Interesse, wo er es nicht empfand, und hielt sich rein und fern von der modernen, künstlichen Erhitzung, von innerlicher Gleichgültigkeit, welche das Zusammensein mit vielen jetzt so peinlich machen kann. Wovon er sprach, davon war er erwärmt."

Auch in seinen Briefen bricht zuweilen rücksichtslose Ehrlichkeit durch, — rücksichtslos gegen ihn selbst. An Gustorff schreibt er einmal: „Ich dachte, einige von Euch wären mir böse, und ich glaube, man kann mir leicht allerlei verzeihen. — Meine Menschenkenntnis ist nicht viel wert, besonders in concreto; darin hast Du ganz recht, so wie Du überhaupt auch mehr recht hast, als ich bisweilen denken mag" [153]).
Kettembeil schreibt er, sein Sulla werde „ein höchst kurioser Kerl": „Er soll das Ideal (vergiß nicht: das Ideal, denn sonst wär' es sehr wenig) von mir werden" [154]).

Zwei Zettel aus der Düsseldorfer Zeit, die kurz nacheinander geschrieben sind, bedeuten freimütige Selbstzeugnisse Grabbes über seine seelische Situation. Ein selten klares und eindeutiges Wort spricht das Billet an die Gräfin von Ahlefeldt: „Immermann vermutet's immer schlimm und meint, der Wein oder spirituosa tätens. Nein, mein böses spirituosum ist mein eigener Geist" [155]).

---

[152]) a. a. O. (Mem.) S. 35.
[153]) 12. Febr. 1824, Werke V. S. 265.
[154]) 12. Juli 1827, Werke V. S. 288.
[155]) Brief v. 25. Sept. 1835, Werke VI. S. 163.

Aehnliches meint der Brief an Schreiner, vom 22. November 1835, der im Anhang unserer Arbeit vollständig veröffentlicht ist: Grabbe spricht von seiner Krankheit, die er „dasmal nicht vom Trinken hat", und fährt fort: „. . . wie's Erkranken bei mir überhaupt oft andere Ursachen hat, als Leute, die in einem anderen Gemüte fremd sind, begreifen." Auch hier zielt er auf die psychopathischen Ursachen seiner Zerrissenheit und Uneinheitlichkeit. Ja, er weiß selbst gut, daß Milieu und Herkunft zu einem guten Teil die Schuld an seiner inneren Situation tragen; er wußte es schon in Detmold, als er jenen Brief [156]) an Tieck schrieb: „Nun sitze ich hier in einer engen Kammer, ziehe die Gardinen vor, damit mich die Nachbarn nicht sehen, und weiß keinen Menschen in den gesamten lippischen Landen, denen (!) ich mich deutlich machen könnte, selbst dem Herrn Pastor Pustkuchen nicht. Mein Malheur besteht einzig darin, daß ich in keiner größeren Stadt, sondern in einer Gegend geboren bin, wo man einen gebildeten Menschen für einen verschlechterten Mastochsen hält."

Auch in seinem Brief an Kettembeil vom 2. Dezember 1827 (Werke V, S. 305) — der zwar, um mit seinen Angaben beim Publikum Eindruck zu machen, in manchem wieder übertreibt, manches auch verschweigt („ganz kann ich sie niemanden anvertrauen") — spricht er im übrigen deutlich und, jene Einschränkung abgerechnet, ehrlich von den „Verhältnissen, die auf ihn eingewirkt haben": „Etwas kennst Du von den Verhältnissen, die auf mich eingewirkt haben; ganz kann ich sie niemanden anvertrauen, oder dir höchstens mündlich einmal vertrauen. Sohn ziemlich geringer Eltern (jetzt statt — ? — Zuchtmeister, Zuchthausverwalter), mitten in Gefängnisszenen als Kind erwachsen, sodann selbständig und ohne Kontrolle die Schule besuchend, in den höchsten Ständen Zuneigung findend, früher bloß Wissenschaft liebend, besonders Diplomatik und zu diesem Fache bestimmt, — dann — dann — in innere und äußere Abgründe, die ich stets bestmöglich verstecken mußte und muß, Haß auf die Detmolder kleinlichen Umgebungen, a priori, und doch jedem schmeichelnd, — Leipzig, Berlin — und durch Tiecks Ruf in Dresden, — vor Kunstgeschwätzen und — daraus fortgegangen —,

[156]) Grabbe an Tieck, 29. Aug. 1823, Werke V. S. 260.

nun in ein vielfaches Geschäftsleben als Jurist geworfen — braue daraus, was Du magst . . ."

Der letzte Satz: „Braue daraus, was Du magst", in seiner wegwerfenden Haltung wieder so ganz Grabbe, der mit einem Witz alles, was er vorher gesagt hat, in Frage stellt — auch seine Ehrlichkeit ist ja nie vollkommen, sondern latent getrübt — weist uns auf das Element in Grabbe hin, das vielleicht am ausgeprägtesten und klarsten ihm zu eigen ist und das in seinen höchsten, reinsten Wirkungen gewiß positiv gewertet werden muß, auf seine Ironie, in der sich, wie Nieten treffend sagt, „Schmerz und Freiheit vereinen".

Ironie ist die schmerzhaft-heitere Reaktion des geistigen Menschen auf die „Tücke des Objekts"; nicht die Reaktion des Gefühls, die wir Humor nennen, sondern des Verstandes. Der Humor erkennt bei den Dingen gleichsam die Fehler im Maß, die offen daliegen; die Ironie deckt jene Fehler erst auf. Der Humor kennt das befreiende Lachen, die Ironie des Lächeln der Ueberlegenheit. Der Humor verletzt nie, Ironie kann kränkend sein, weil sie aus der Ueberlegung kommt. Die höchste Form der Ironie ist die Selbstironie, die von der Ueberlegenheit über das eigene Ich gespeist wird. Aeußerlich gesehen, ist Ironie immer eine Waffe des körperlich oder wirtschaftlich oder in irgendeiner anderen materiellen Beziehung Schwachen. Sie kann sich zuweilen dem Ressentiment nähern, das entwertet, was nicht zu gewinnen ist. Alle diese Voraussetzungen treffen für Grabbes Ironie zu.

Sie war die selbstverständliche Reaktion seines scharfen Verstandes auf die mannigfach mißlichen äußeren Umstände seines Daseins, Herkunft, wirtschaftliche Verhältnisse, Krankheit, Enttäuschungen. Er sagt selbst in einem Brief an Kettembeil[157]: „Du weißt, Bizarrerie, zuweilen Witz, ein wenig Zunge . . . sind mir nicht fremd". Auch Immermann bezeugt seinen Witz[158]: „. . . wo wir uns trafen, es war immer gleich das lebhafteste Gespräch im Gange. Wenn er bei guter Laune war, so jagte ein Witz den anderen; die barocken Einfälle überstürzten sich." In den Briefen spielt Grabbes Ironie in allen Formen. Einfache witzige Verkehrung des gewohnten Verhältnisses zwischen ihm

[157]) 4. 2. 27, V. S. 274.
[158]) Mem. S. 28.

und Kettembeil, komische Verspottung höflicher Umgangsformen, läßt ihn ein Brief an den Freund beginnen [159]): „Ewr. Wohlgeboren sind so gütig, sich meiner früheren poetischen Arbeiten zu erinnern, ja, machen mir Hoffnung, daß dasjenige, was wir früher gemeinschaftlich wünschten, eben durch Sie realisiert werden könne, nämlich der Abdruck jener Poesien."

Mit Spott und Hohn begießt er die Literatur der Zeit. Walter Scotts Romane sind „so wohlfeil, daß sie fast nichts mehr wert sind" (Brief an Kettembel vom 12. Juli 1827, Werke V, S. 285). In demselben Briefe — der Vorschläge für Aenderungen von „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" enthält — sagt er von einer Person des Stückes: „. . . . sie hat früher unter Lafontaines Oelpressen geseufzt, dann ließ sie sich von Fouqués Lanzenbrechern niederstoßen und wird sich jetzt auch auf der nichts besseren Folter des Walter Scott auseinanderziehen lassen."

Daneben kennt er auch billige Wortspiele, läßt den Schulmeister und Gretchen in seinem Lustspiel (im gleichen Briefe) „historisch" und „hysterisch" verwechseln: „Schulmeister: Historisch willst du sagen, Gretchen! Gretchen: Ei was! Historisch und hysterisch, das ist einerlei! Wer historisch ist, der ist hysterisch, und wer hysterisch, der ist historisch!" —

Die Poeten und Kritiker der Zeit sind „nach dem vielen Wasser", welches in ihnen fließt, „Fische oder was noch Schlimmeres" [160]).

Die Magd seiner Wirtleute in Düsseldorf schickte er einmal mit einem Billet und dem Auftrag zu Schreiner, bestimmte Zettel, die er braucht, abzuholen. Diesen Auftrag umschreibt er: „Elisabeth hat Auftrag, alles exclusive der Keuschheit zu wagen, mir binnen einer halben Stunde diese Zettel zu schaffen" [161]).

Zuweilen allerdings leuchtet sein Geist so rein und klar aus einem ironisch anhebenden Satz, daß er ihn fast verklärt und ihn unmerklich auch ernsthaft ausklingen läßt, wie in dem Brief an Kettembeil vom 14. Juli 1830 [162]), der zunächst ein wenig herabsetzend von Napoleon spricht, und daran einen außer-

[159]) 4. Mai 1827, Werke V. S. 271.
[160]) 1. 6. 1827, V. S. 278.
[161]) 9. Mai 1835, Werke VI. S. 132.
[162]) Werke V. S. 346.

ordentlich einleuchtenden und geistvollen Vergleich von Altertum und Neuzeit anschließt: „. . . seine Gegner waren durch Anciennität, er durch Geist befördert. Weil Anciennität im Altertum so wenig galt, darum ist es so jung, darum finden wir trotz der schlechten damaligen Zeit dort in zehn Jahren hundertmal mehr große Leute als jetzt in zwanzig, darum hat die Revolution, wo aus dem Kote auch etwas hervortauchen konnte, Aehnlichkeit mit ihm."

Zuweilen auch erhebt sich seine Ironie zu schmerzerfüllter Selbstironie. Er nennt sich den „unedlen", den „schiefen" Grabbe, spricht von sich als einem „nicht ganz unbekannten Schwefelhölzchen", welches „das große Licht" Hannibal angezündet hat (Brief an Immermann, vom 12. Februar 1835, VI, S. 95). Halb Stolz, halb Selbstironie ist es, wenn er meint, er werde „um so vielseitiger werden, als Furcht vor Langeweile ihn dazu zwinge" (an Kettembeil, 23. Oktober 1827, W. V., S. 301).

Grabbes Ironie ist gerade deshalb so fruchtbar für sein Schaffen und seine menschliche Haltung geworden, weil sie ein Gegengewicht gegen die Verzweiflung darstellt, eine Ueberlegenheit über die Dinge bedeutet, anstatt einer Unterordnung. Neben der Gabe der Ironie — die freilich zuweilen zersetzend wirken konnte und deshalb so charakterstisch für Grabbe ist, weil sie in sich gegensätzlich ist wie er selber — war es namentlich seine menschliche Energie, die ihn immer wieder hochraffte. Ziegler wie Duller betonen sie. Ziegler spricht davon [163]), daß das einzige, das Grabbe hochgehalten habe, „eine gewisse krampfhafte Energie" gewesen sei, und Duller [164]) stellt fest: „So groß der Eigensinn des Knaben war, so musterhaft hingegen war sein Fleiß . . ."

Nie konnte er müßig sein; war es auch später wohl Unrast, die ihn verzehrte, so steckt doch auch in ihr keimhaft noch sein Tatendrang. Immer wieder klingt solche Sehnsucht nach der Tat aus seinen Briefen auf: Zu ganz verschiedenen Zeitpunkten seines Lebens kehrt bei ihm das gleiche Verlangen, fast das gleiche Wort wieder: „Gäbe es nur Krieg!" So schreibt er am 6. Juni 1825: „Gäbs nur Krieg, es wäre meine einzige Rettung. Selbst

[163]) a. a. O. D. 75.
[164]) a. a. O. S. 13.

Aerzte haben mir Krieg gewünscht." Und ein anderesmal an Schreiner (Wuk. VI, S. 195): „Gäbs nur Krieg, gesund wär ich. Doch nun muß ich ihn machen in Tragödien." In demselben Briefe an Schreiner sagt er, daß „Blitze und Donner im Dichter wohnen" müßten, sonst sei er nichts". Freilich, stellen wir uns dann den schwachen, kränklichen Grabbe im Feldheer, vorm Feinde, vor, so erscheint uns diese Vorstellung immerhin seltsam, wenn nicht lächerlich. Er war, wie ihn seine Biographen schildern, wie er uns aus den Briefen entgegentritt, wohl kaum für einen Soldaten gemacht, abgesehen davon, daß ihn seine innere und äußere Disziplinlosigkeit auch von vornherein für den Krieg untauglich gestempelt hätte. So scheint es, daß wir dieses Verlangen nach dem Kriege wohl nur als eine allgemeine, unbestimmte Sehnsucht nach etwas Großem, Ueberwältigendem und Ueberpersönlichem, als innerlichen Tatendrang anzusprechen haben. So ist auch ein Satz in einem Briefe an Petri [165]) zu verstehen, wo er sagt: „Mein Charakter läßt mich nicht verzagen, solang ich versuchen kann."

Es ist dieses aus Trotz, Eigensinn und einem unbestimmten (oft von Spott, Satire und parodistischen Elementen überwucherten) Drang nach Hohem entspringende Aufbegehren gegen das Schicksal, dieses Immer-Wieder-Versuchen, das Grabbes Leben zu einer Kette von Auf- und Niedergang, zu einem steten Wechsel von Hoffnung und Enttäuschung, Aufschwung und Sturz macht. Freilich wird dieses Aufbegehren zuletzt zu einem Krampf. Die Arbeitswut seiner Düsseldorfer Jahre — unterbrochen von Tagen und Wochen völliger Stagnation — ist erschütternd. „Die Hermannsschlacht ist in und über mir wie ein Sternenmeer" — fast wie eine Klage ist dieser Brief an Schreiner [166]), und der Gräfin Ahlefeldt spricht er von diesem Stück als von einem Koloß, an dem er niedersinke, „vielleicht auf ewig". Immermann berichtet er einmal über die Arbeit an seiner Broschüre „Das Theater zu Düsseldorf": „Die Abhandlung geht immer vorwärts und springt noch während des Abschreibens beiseit, wie Ajax, wenn er sich tapfer aus dem Feindesheer zurückzieht und hier und da noch diesen und den abrupft" [167]).

[165]) 20. Nov. 1831, Werke VI. S. 37.
[166]) Wuk. Werke VI., S. 165.
[167]) An Immermann v. 17. 3. 1835, Werke VI. S. 111.

Deutlich spürt man hier, wie seine Arbeitswut verkrampft ist. Er hat an der ‚Hermannsschlacht" geschaffen, bis in die letzten Stunden seines Lebens, Stunden schwerster Krankheit in Detmold. Der Tod erst nahm ihm die Feder aus der Hand.

Diese Energie ist es, die ihm überhaupt trotz aller destruktiven Elemente seines Wesens sein Werk möglich gemacht hat, sie ist Voraussetzung für Grabbes Schaffen. Sie beschwingt ihn auch, wenn er in den Briefen von seinen Dramen spricht, und unwillkürlich in wunderbarste Begeisterung gerät. Als er die Hohenstaufen plant, schreibt er: „Im Sonnenschein soll unser ganzer Süden liegen, Adler über Tirols Bergen schweben und die See um Heinrichs des Löwen Staaten brausen wie eine Löwenmähne"; und bei den Arbeiten am „Hannibal" sieht er, „wie Karthagos Flammen sich in Scipios Brustharnisch spiegeln". Heinrich der Sechste aber wächst „wie der Aetna, auf dem er steht und nach Afrika sieht, hoch, düster und doch leuchtend".

Diese Elemente der Gefühlstiefe, Wahrhaftigkeit, Ironie und Energie sind die vier positiven Grundpfeiler seines Geistes und Gemütes, seines Wesens und Charakters, wie sie uns in den Briefen sich darstellen. Wären sie Grabbe rein und unvermischt eigen gewesen — er wäre ein glücklicher und harmonischer Mensch geworden. Daß aber seine Wahrhaftigkeit zu oft in freche Grobheit, sein Gefühl in Lüge, seine Ironie in zersetzenden Sarkasmus und sein Tatendrang in ungesunde, krampfartige Wut umschlugen, war sein menschliches Verhängnis.

Wir dürfen nicht annehmen, daß sich in Grabbes Innenleben die Elemente so übersichtlich und gesondert von einander abhoben, wie wir sie hier betrachtet haben. Vielmehr vermischten sich, wie wir in unserem einleitenden Kapitel schon hervorhoben, Gut und Böse, Wahr und Falsch, Tat und Schwäche, so ineinander, daß jedem Ja ein Nein, jedem Vorwärts ein Zurück entsprach ,und das schließliche Resultat dieser Menschlichkeit ein uneinheitliches Chaos blieb. Das ist Grabbes Geschick.

IV. Kapitel.

C. Grabbes Verhältnis zum Leben, zur Geschichte und zur Kunst.

Wie der Charakter, so ist auch die Gedankenwelt Ch. D. Grabbes kein geschlossenes Ganzes, keine klare, einheitliche Schau, sondern vielmehr ein Konglomerat von teils stimmungsmäßig bedingten, teils auch aus einer bleibenden Anschauung kommenden Elementen. Den Grundzug von Grabbes Verhältnis zur Welt und zum Leben erblicken wir mit Recht in seinem Pessimismus, der sich zum Nihilismus[168], der Verneinung der Existenz Gottes und der Verneinung der Berechtigung jeglicher Existenz überhaupt, auswächst. Namentlich Grabbes Brief an Kettembeil[169], der erste Brief nach jahrelanger Trennung, in dem er dem Freund seine innere und äußere Situation schildert, ist uns für die Erkenntnis von Grabbes Weltanschauung äußerst wertvoll. Wohl ist die Blasiertheit seiner Tonart in mancher Beziehung nur Schein, nur Geste, aber dennoch steckt Wahrheit im Kern nahezu jeden Satzes. Der Brief hebt damit an, daß Grabbe die Welt als eine 1, denn „alles ist eins und einerlei", bezeichnet, und dabei erklärt, daß die „Erde und der Himmel und der Menschenschädel" oft auch „ungefähr so rund wie eine Null aussehen wollen." Dann beschwört er die ganzen Schauer des Nichts herauf: „Ich stehe erträglich, aber ich bin nicht glücklich, werde es auch wohl nie wieder. Ich glaube, hoffe, wünsche, liebe, achte, hasse nichts, sondern verachte nur noch immer das Gemeine; ich bin mir selbst so gleichgültig, wie es mir ein Dritter ist; ich lese tausend Bücher, aber keins zieht mich an . . . Ruhm und Ehre sind Sterne, derenthalben ich nicht einmal auf-

---

[168]) Vgl. Anm. Nr. 142.
[169]) An Kettembeil v. 4. 5. 1827, Werke V. S. 268 ff.

blicke; ich bin überzeugt, alles zu können, was ich will, aber auch der Wille scheint mir so erbärmlich, daß ich ihn nicht bemühe; ich glaube, ich habe so ziemlich die Tiefen des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst genossen; ich bin satt von den Hefen; nur Musik wirkt noch magisch auf mich, weil — ich sie nicht genug verstehe. Meine jahrelange Operation, den Verstand als Scheidewasser auf mein Gefühl zu gießen, scheint ihrem Ende zu nahen: Der Verstand ist ausgegossen und das Gefühl zertrümmert."

Gewiß ist die absolute geistige Apathie, von der hier die Rede ist, nicht ganz wörtlich zu fassen, sondern — zu einem Teil wenigstens — aus seiner renommistischen Großsprecherei, die sich interessant machen wollte, zu erklären, sowie aus seiner augenblicklichen Stimmung. So schwingt auch eine übertriebene Betonung in dem Satz, daß seine Seele tot sei, und „was jetzt noch unter seinem Namen auf der Erde sich hinschleife, sei ein Grabstein, an welchem Tag für Tag weiter an der Grabschrift gehauen werde", — aber das Grundmotiv ist doch echte Verzweiflung, die nur poetisch ausgeschmückt und wirkungsvoll verbrämt ist.

Er sucht nach einem Sinn der Schöpfung und findet ihn nicht. Das Nichts ist die letzte Antwort, die er auf alle Fragen hat. Etwas wie Haß und Verachtung alles Menschlichen wächst darum in ihm, — es ist eine Auswirkung von Selbsthaß und Verzweiflung: „Ich achte allmählich die Menschen zu wenig, um mir die Mühe zu geben, sie zum Narren zu halten. Vor zehn Jahren aber wär' es mir ein Spaß gewesen, jeden Tag einige Stunden anzuwenden, um sie mit grundschlechten Schriften zu mystifizieren" [170]). Nicht nur die anderen, auch er selbst, Mensch wie jene, ist in dieser Sinnlosigkeit des Daseins zu nichts nütze, ein „Baum . . . von dem ein Blatt nach dem anderen abfällt". (Brief an Petri. 14. Januar 1832. Werke VI., S. 39).

Auch in seinen Briefen an Schreiner, den ehrlichsten, die er geschrieben hat, spricht Grabbe von Lebensüberdruß und Verzweiflung. „Ich bin in vollstem Ernste lebenssatt. Und ich fürchte, daß ich, wenn ich den Hermann vollendet, die Rechnung schließe. Ich habe zuviel genossen, der P . . . sitzt mir auf den Füßen" [171]).

[170]) An Kettembeil 20. 10. 1831, VI. S. 34.
[171]) An Schreiner 6. 6. 1835, Werke VI. S. 144.

Zuweilen wundert er sich, „den Pfennig von Leben noch nicht weggeschmissen zu haben“ (an Schreiner, Werke VI, S. 156).

Nieten hat Grabbes Verzweiflung, seinen nihilistischen Pessimismus knapp und prägnant charakterisiert in seiner schon mehrfach zitierten Biographie[172]). Er führt dort als einen der Gründe für die Verzweiflung des Menschen an, daß Grabbe „seinen Gottesglauben über Bord geworfen“ hat. Grabbe spricht in seinen Briefen wenig oder gar nicht von religiösen Dingen, und das Wort „Gott“ nimmt er fast nur zu Blasphemien in den Mund.

Kennten wir aus den Werken nicht Grabbes Einstellung zur Religion, wir vermöchten aus den Briefen nichts Neues darüber zu schöpfen, — ein Zeichen für Grabbes Verschlossenheit, was die letzten und tiefsten Probleme angeht, die ihn bewegt haben. Sein blasphemisches Benehmen auf dem Totenbett weist in dieselbe Richtung wie seine Scheu in den Briefen. Gewiß haben die Gedanken an die Religion sein Inneres aufgewühlt — schwerlich verständen wir sonst den Plan eines „Christus“ —, aber ihm war die Gnade des Glaubens versagt. So ist die Geschichte der religiösen Idee bei Grabbe ein tragisches Spiegelbild seiner eigenen inneren Zerrissenheit.

Um so aufschlußreicher berichten dagegen die Briefe über Grabbes Stellung zur Geschichte als dem Ablauf des menschlichen Geschehens schlechthin, und hier ist es das Problem: Einzelner oder Masse, das ihn beschäftigt. Der junge Grabbe schwankt hin und her, er ist einmal schrankenloser Individualist: „Der Pöbel . . . entscheidet mit seinen Stimmen nichts; tausend- und tausendmal werden Individuen aus ihm sich gegen uns erheben . . .“ schreibt er an Kettembeil[173]). Später freilich entdeckt der Skeptiker, daß die großen Individuen nichts vermögen; Napoleon ist ihm „kleiner als die Revolution, und im Grunde ist er nur das Fähnlein an deren Maste“ (Grabbe an Kettembeil,

[172]) Nieten Biographie S. 134.

[173]) Wuk Werke V. S. 305. — Merkwürdig bleibt daneben freilich eine fast zur gleichen Zeit entstandene Stelle in seiner Abhandlung über die „Shakespeareomanie“: „Das Volk ist eine wunderbare Erscheinung; die Individuen, aus denen es denn doch besteht, sind in der Regel nur mäßig begabt und fassen das Dargebotene oft sehr flach und einseitig auf. Dennoch pflegt im Volk als Gesamtheit stets die richtige Ansicht, das wahre Gefühl vorzuherrschen.“

14. Juli 1830. Werke V., S. 346) [174]). Dann wieder erklärt er das Hambacher Fest für albernes Zeug: „sie haben gesoffen und sind a la maniera tedesca nach Hause gegangen — Rotteck hat noch viel zu lernen", (an Kettembeil, 9. Juli 1832, VI., S. 43), und meint: „Alle Staatsrevolutionen helfen aber doch nichts, wenn nicht auch jede Person sich selbst revolutioniert, i. e. wahrhaft gegen sich und andere wird" (an Menzel, vom 15. Mai 1831, VI., S. 14). So entscheidet er einmal direkt oder indirekt zugunsten des Individuums, eine mehr gefühlsmäßige Entscheidung (denn gefühlsmäßig war Grabbe Individualist), was auch schon aus dem Ton der betreffenden Briefstellen deutlich wird, — dann wieder — und das ist die Entscheidung seines skeptischen, negierenden Verstandes, — für den Ewigkeitswert der Masse, wie auch R. M. Meyer erkennt: „. . . daß das Große stürzt, ewig aber mit der Macht des Beharrens siegreich das Kleine ausdauert: Das ist die Geschichtsphilosophie auch Grabbes; es ist die Idee, die er in all' seinen späteren Dramen trug" [175]).

Diese Verstandesentscheidung Grabbes, der mit dem Herzen Individualist ist, die Masse verachtet („Ich liebe Despotie einzelner, nicht vieler", schreibt er an Menzel, unterm 22. Juni 1835, Werke VI, S. 152, und „spottet über die Revolutionsraserei, die Heine und Börne billige publizistische Erfolge einbringe", wie Nieten in seiner Biographie, S. 242, schreibt), — scheint wiederum bezeichnend für seine innere Gegensätzlichkeit und den nihilistischen Zug seiner Weltanschauung, die im Banalen, Kleinen, Niedrigen, Unbedeutenden, im Pöbel das Ewige und Bleibende der Historie und ihres Ablaufs sieht . . .

Grabbe, der Skeptiker und Nihilist, — so erscheint er auch in seinem Werk, auf das hier, in zusammenfassender Kürze und zur Beleuchtung des Gesagten durch die Parallele, eingegangen sei. Grabbes Gestalten, — das Wort „Held" trifft nicht immer

---

[174]) Nieten betont, daß auch die Geschichtsauffassung der letzten Dramen Grabbes in dieser Richtung gehe und an Schopenhauersche Auffassungen anknüpfe.

[175]) a. a. O. S. 167. — Uebrigens sei als Beispiel Grabbes historisch geschulten Weitblick der Satz in einem Brief an Schreiner (Aug. 1835, VI., S. 168) angeführt: „. . . China und die Sandwichinseln sind Fressen für Russen, Engländer oder Nordamerikaner, aber keiner gönnt dem anderen, und zuletzt fressen's diese Nordamerikaner."

ihre Wesenheit — sind in ihrer Anlage und in ihrer Stellung im dramatischen Geschehen deutlicher Beweis für das, was als Grundzug seines Charakters angesprochen wurde — Uneinheitlichkeit und Zerrissenheit, — sowie für seine Auffassung von der Geschichte.

In allen Hauptfiguren seiner Dramen, vom Gothland bis zum Hermann, stecken starke, autobiographische Momente. Züge, die sie dem innerlich uneinheitlichen, von den widersprechendsten Gefühlen und Leidenschaften hin- und hergerissenen Grabbe verwandt erscheinen lassen und die Perger in seinem 1909 erschienenen „System der dramatischen Technik mit besonderer Untersuchung von Grabbes Dramen" als aus einer versuchten „Selbstentschuldigung" des Dichters erklärlich kommentieren will. Grabbe habe, in einer Art von Ressentiment, gegebene historische Größen „entwertet", indem er ihre Fragwürdigkeit aufzeigte, — und sich und seine pathologische Zerrissenheit dadurch vor sich selbst verteidigt. Es liegt in der Natur des Problems, daß diese These Pergers selber mehr oder weniger fragwürdig bleibt und eigentlich nur den von vornhinein psychoanalytisch eingestellten Leser überzeugen könnte.

Aber halten wir uns jenseits von These und Hypothese, an die Tatsachen: Trägt Gothland schon stark Züge des Menschen Grabbe, dem er im Stimmungswechsel, in seiner merkwürdigen Reizbarkeit, in der Unmotiviertheit seiner Gefühle und Explosionen, seinem starren Eigensinn und namentlich in jenem sonderbaren „Handeln ohne Bewußtheit" (die eigene Tat erscheint wie eine fremde) gleicht, — so spaltet sich dieses „Doppel-Ich", wie Nieten es treffend benennt[176]), in „Don Juan und Faust", in die beiden Gegensätze, die Grabbe-Gothland nie in sich überwand und von denen er in seinem Erstlingsdrama sagt, der Mensch trage „Adler in dem Haupt und steckt mit seinen Füßen in dem Kot", — in Erdenmensch und Himmelsflieger, in den die Materie, das Sinnliche, das Leben Bejahenden, und den sehnsüchtig der Idee Anhangenden, vom Erkenntnisdrang Getriebenen. Aber auch diese beiden Seiten des Grabbeschen Ichs sind nicht in sich selbst gradlinig, auch sie sind wiederum uneinheitlich, zerrissen: Don Juan ist zwar romantisch weich und sensibel, er liebt Spiel und

[176]) Grabbe und die Romantik, S. 7.

Tanz und verachtet den Ernst, ist der heitere Genußmensch — und doch auch „hart im Sinne des Gothlandwortes: „Verstein dein weiches Herz . . ." der Pfeilträger und Krieger, der Hammerphilosoph und Paukenschläger, der dem Harfenschläger die Wahrheit sagt, der die Rechte der Natur verficht gegen die Moral, der den Betern das Ketzerwort entgegenhält: „Gott ist tot" [177]). Und auch Faust ist, gewiß, der vom reinen Drang nach Erkenntnis Besessene, aber er findet letzte Erkenntnis nicht. Sollen wir hier einen der Wirkung auf Kleist verwandten Einfluß des kantischen Kritizismus annehmen? Schon der Monolog Gothlands weiß von der Begrenztheit unserer Erkenntnis. Und mehr noch: Faust ist der Verstandesmensch, der Intellektuelle, — aber einer, der seine Gefühle, sein Herz gewaltsam unterdrückt hat: Wie Grabbe, in dem auch das Widerspiel von Intellekt und Gefühl tragische Wirklichkeit war, der, wie er Kettembeil in dem schon genannten Brief schreibt, jahrelang die Operation betrieb, „das Scheidewasser des Verstandes auf sein Gefühl zu gießen". Don Juan und Faust — zwei Stücke des Menschen Grabbe, innerlich zwiespältig, die Teile wie das Ganze.

Auch in den späteren Stücken, die Grabbe, auf dem Weg vom mehr oder weniger subjektiven Dichter zur Objektivität, geschaffen hat, verleugnet sich in einer gewissen Gegensätzlichkeit in der Charakteranlage ihrer Helden das Abbild des Schöpfers Grabbe nicht: Die Impulsivität und zuweilen aufstehende Phantastik Barbarossas neben seiner überlegenen Tatkraft, Züge von Hinterlist und Heimtücke beim Niedersachsen (!) Heinrich dem Löwen neben Freundestreue und Gattenliebe, neben dem aufwühlenden Gefühle seiner lyrischen Monologe; in Heinrich VI. stehen Machtgier, Weichheit, Entschlußkraft, unruhiges Hin und Her, Größe und Heimtücke nebeneinander.

Selbst in „Napoleon" spüren wir das Gegeneinander von Gefühl und Verstand, Weichheit und Kälte (Szene mit Hortense). Hier auch — wie in den letzten Werken „Hannibal" und „Hermannsschlacht" — am stärksten das Gegeneinander von Einzelnem und Masse (Napoleon ist im Munde Jouves, des Pariser Pöbels, der Gauner und Charlatan). Hannibal, in dessen Verlassenheit und Unverstandensein gerade zur Zeit seiner Ent-

[177]) Nieten, Grabbe und die Romantik, S. 12 ff.

stehung (Grabbes Ehezwist und Flucht nach Frankfurt im Oktober 1834) der Dichter sein eigenes Geschick wiedersuchte und in dessen bitteren Monologen er seine eigene Stimmung wiedergab, steht einsam und allein gegen sein Volk wie gegen den Feind, und Hermann, dessen niedersächsischen Charakter — fast möchte man ihn „lippisch" nennen — mit seiner ganzen Starrheit, seiner Mischung von Ehrlichkeit und Tücke, seiner Entschlußkraft und grüblerischen Dialektik Grabbe sich selbst verwandt zeichnete, bleibt zwar in „Fühlung mit der Masse, aber seine Gedanken gehen doch viel weiter . . ." [178]).

So gewahren wir in der wesentlichen Gegensätzlichkeit aller Grabbeschen Figuren das Bild seiner Psyche, und vielleicht führt uns diese Tatsache zum letzten Verständnis seines nihilistischen Skeptizismus als historischer Dichter: Wir brauchen nicht, wie Perger, anzunehmen, daß Grabbe zu seiner „Selbstentschuldigung" jene Gestalten schuf, sondern nur, daß es nichts als ein natürlicher Vorgang ist, wenn ein schöpferischer Mensch in seinen Gestalten immer wieder ein Stück seiner selbst gibt. Weder Goethes Wort von den „Bruchstücken einer großen Konfession", die seine Dichtungen seien, noch Ibsens, daß: Dichten bedeute „Gerichtstag halten über sein eigenes Ich", braucht man zum Beweis dieser durchaus natürlichen Tatsache anzuführen [179]). Ebenso natürlich ist es also, daß ein so beschaffener Mensch wie Grabbe auch seine Gestalten so wie sich selbst sehen und zeichnen mußte.

Grabbe kannte seine Zerrissenheit und Uneinheitlichkeit genau. Daher die Verzweiflung, die etwa aus jenem ersten Brief an Kettembeil spricht, da er das Wort vom Scheidewasser des Verstandes prägt. Und wie er an sich selbst verzweifelt, so verzweifelt er auch letztlich an seinen Geschöpfen. Sie gehen unter, und die Masse, das Gemeine, das Sinnlose triumphiert über sie. Der Nihilist Grabbe leugnet die bleibende Wirkung des Großen, des Machtvollen, — für sich wie für die Vergangenheit.

Ist nicht jedes seiner Stücke gleichsam Illustration des Wortes: Wie klein ist der Mensch!? Was bleibt vom mächtigen Goth-

[178]) Nieten, Grabbe und die Romantik, S. 21.

[179]) Mehr als Zufall ist es doch auch, daß auf vielen Bildwerken, Gemälden oder Plastiken, erdachte Figuren die Züge des Künstlers oder Verwandtschaft mit ihnen tragen . . .

land nach gewaltig rauschhaftem Dasein als die Erkenntnis, daß es nicht lohne, zu leben? Denn nur:

„Weil es verderben soll,
ist das Erschaffene erschaffen." (III, 1.)

Faust gelangt weder an sein Ziel der Erkenntnis noch zur Beschränkung auf das Irdische durch die Liebe — und Don Juan versinkt mit einem „Nein" auf den Lippen: Er hat zwar seinen Lebenszweck erfüllt, doch war dieser Zweck sinnlicher Genuß, das Ungeistige zum Prinzip erhoben. Auch die Idee der „Hohenstaufen" liegt ähnlich, obschon es zunächst anders scheinen mag. Zunächst „Barbarossa": Hier liegt der Schwerpunkt des Dramas im Kampf der Welfen und Waiblinger, des Löwen und Barbarossas. Der Staufer siegt in diesem Kampf, aber es ist nur ein äußerlicher Sieg, denn in Wirklichkeit hat er mit seinem Sieg auch die innere Einheit Deutschlands getroffen und den Grund für die unselige Zukunft des Landes gelegt. Er triumphiert, aber seine Glorie ist Lüge. Wenn er stolz von sich sagt: „Mein Erdgeschäft ist aus" — so sagt er damit zugleich, daß er seinem Ideal, der Herrschaft über Italien, Deutschlands beste Kraft geopfert hat —, damit wird das selbstbewußte Wort fast zu einer Ironie. Er ist ein großer Mann, aber er hat den Keim zum Untergang seines Geschlechts und seiner Macht selbst gelegt: Tragische Ironie des Schicksals, — die der pessimistische Dichter hier erspürt. Dieser Nihilismus wirkt sich noch stärker in „Heinrich VI." aus. Das Ziel dieses Menschen ist ungeheuer groß:

„Ich, Kaiser, —
Die Kaiserkrone erblich, — Deutschland, Neapel
Unter meinem Fuß, — der Papst
Zu meinem Bischof erniedrigt, — wert
Ist das zahlloser Leichen."

Ja, dieser Zweck erscheint ihm „groß genug, die Welt ihm aufzuopfern" (I, 2). Und was erreicht er? Seine Lebenskraft wird in der Blüte vernichtet, alles Errungene zerfällt wieder, sein Thronerbe ist ein schwaches Kind, und an seiner Stelle nimmt der Papst, des Kaisers schlimmster Feind, die Regierung an sich. Grabbe entläßt uns hier fühlbarer noch als sonst mit dem Bewußtsein: Der Mensch beginne, was er will, es ist nichtig vor dem unerforschlichen Es, dem Schicksal, das ihm alles aus der Hand reißen kann, wenn es ihm paßt. Heinrich geht unter, aber der

Hirte überlebt ihn. Die Großen verschwinden wie Meteore, aber die Kleinen, die Masse, das Volk, überdauern sie. Auch Napoleon. Er vergeht nach dem Traum der hundert Tage („Wir haben hundert Tage groß geträumt"), aber „statt eines großen Tyrannen" kommen „lauter kleine", und: „statt der goldenen Zeit wird eine sehr irdene, zerbröckliche" kommen, (V, 7) — auch hier hat das Kleine, Zähe, Beharrliche, die Masse, die Quantität, gesiegt. Und voll bitterer Ironie läßt Grabbe den kleinen Schwätzer Prusias über den großen Hannibal triumphieren, seine Leiche mit dem roten Königsmantel decken: „Grad so machte es Alexander mit Dareios!"

Diese Haltung des Dichters ist nicht zufällig; dieser in jedem seiner Werke in doppeltem Sinn offenbar werdende Nihilismus (alles Tun ist sinnlos, — das einsam Große wird vom Niedrig-Kleinen zertreten) ist nichts anderes als das Gefühl der eigenen Schwäche und Fragwürdigkeit gegenüber einem Leben, das er nie gemeistert hat.

* * *

Grabbe war Spiritualist, und aus seinem Spiritualismus, der Erhebung des geistigen Prinzips zu göttlichen Ehren, müssen wir gleicherweise wie aus seiner Lebenserfahrung seinen Nihilismus verstehen, — nicht etwa aus einer materialistischen Denkungsart. In jenem Brief an Kettembeil (vom 4. Mai 1827) spricht er davon, daß er nichts „glaube, wünsche, hoffe, liebe, achte, hasse, nur das Gemeine verachte". Als gemein aber erschien ihm, infolge seiner unglücklichen psychopathischen Veranlagung und seiner unseligen äußeren Lebensumstände, vieles, was man nicht ohne weiteres mit diesem Namen zu benennen braucht, wie wir am Beispiel der Geschlechtsliebe sahen, die er für verwerflich hält: Aus dieser Einstellung — einer Einseitigkeit — heraus wird er Nihilist: Er glaubt zu erkennen, daß das Gemeine, das Ungeistige, das er verachtet, herrscht, und erblickt die einzige Aufgabe in der Vernichtung dieser Welt, — ein Schopenhauerschen Ideengängen verwandter Pessimismus (vgl. Nietens Aufsatz „Grabbe und Schopenhauer" im Grabbebuch, a. a. O.)

Grabbe bedeutet die Dichtung einen Sieg des Geistes über die Natur, — eine Spiritualisierung der Materie. Natur ist Grabbe verhaßt, weil er im Natürlichen nur das Gemeine, Tierische empfindet, worin wir eine verhängnisvolle Folge seines

unfruchtbar machenden Jugendlastern zu erblicken haben. „Im Süden ist die Welt voll Poesie, im Norden ist's der Mensch. Dort wird er von der Welt oder Natur überwunden — im Norden bekämpft und besiegt er sie" — in diesem Satz eines Briefes an Immermann [180]) ist klar diese Einstellung zur Kunst ausgesprochen; in engem Zusammenhang mit dem Zitierten heißt es im gleichen Brief an Immermann: „Ordentliche Poesie gedeiht nur im Norden bis etwa 40 Grad südlich; da sieht man das Feuer, brennt aber nicht mit".

Nicht mit Unrecht sehen wir in Grabbes Brief an Tieck (vom 16. Dezember 1822, Werke V., S. 242) ein erstes Anzeichen dieser Anschauung, daß Poesie Vergeistigung der Materie und also neben dem intuitiven auch ein rationaler Akt sei. Der junge Grabbe schreibt: „Die Beharrlichkeit, in der Sie selbst das herrlichste Muster sind, vermissen Sie in meinem Versuche mit großem Rechte; jedoch dichte ich auch nicht in leidenschaftlicher Bewegung, sondern besitze, was vielleicht sonderbar scheint, beim Schreiben die starrste Kälte, welche dann freilich ein schlechter Ersatz für jene freundliche, mild wärmende Ruhe ist" [181]).

Wir spüren hier, wenn auch nur andeutungsweise, das romantische Element der Ironie wirksam, der vollkommenen Souveränität des Dichters über seinen Stoff, die auch Grabbes Verhältnis zum Theater bestimmte. Theatralische Wirkung ist ihm gleichgültig, er, der Dichter, hat es nicht notwendig, der Bühne entgegenzukommen, denn „die jetzige Bühne verdient's nicht, — Lumpenhunde sind ihr willkommen, dafür soll sie aber wieder zu den Dichtern kommen, so gewiß ich wieder gesund bin" [182]).

Des Dichters Theater ist die Welt, — da das Theater der Zeit nichts wert ist: „Das jetzige Theater taugt nichts, — meines sei die Welt —" (Grabbe an Kettembeil, 4. August 1830, Werke V., S. 348).

Daß Grabbe der Wirkung des Theaters nicht viel zutraut, daß er die wirkliche Bühne in der Phantasie des Zuschauers sieht, ist wieder ein Beweis für seinen Spiritualismus, dem sinnliche An-

[180]) 8. Juli 1835, Werke VI. S. 158.

[181]) Grabbe verehrte Schiller als den Typ des Dichters, der aus der Idee, dem Geistigen heraus, schuf, und innerlich verständlich ist seine Abneigung gegen Goethe, den Dichter der Anschauung. Bekannt ist, was er am 22. 11. 35 (Werke VI. S. 166) an Menzel schrieb: Nicht Shakespeare, nicht Goethe, Schiller machte mich zum Dichter.

[182]) Grabbe an Kettembeil 2. 10. 1830, Werke V. S. 351.

schauung widerstrebt. So schreibt er an Menzel: „Uebrigens ist auch . . . das Drama nicht an die Bretter gebunden, — der geniale Schauspieler wirkt durch etwas ganz anderes als der Dichter, — und das rechte Theater des Dichters ist doch — die Phantasie des Lesers . . ." [183]).

Neben den geistigen Wirkungen der Kunst [184]) kannte Grabbe zwei Ideale: Vaterland und Freundschaft, beide ewig, „wie der Geist, aus dem sie" stammen. (Das Geistige der Liebe war ihm fremd.) Ueber Grabbes Einstellung zur Freundschaft wird das letzte Kapitel unserer Arbeit handeln. Von seiner Vaterlandsliebe spricht namentlich Grabbes Brief an Petri: „Drum kannst Du sicher sein, daß ich Lippe und die Gartenscholle, wo mein Vater grub, nicht vergesse, ja viel höher schätze, als manches andere. Gefühl fürs Vaterland ist bei wenigen so stark, wie bei mir. Meine Dichtungen beweisen es, von Schweden an bis zu den Sarazenen" [185]).

Wir begegnen hier wiederum Grabbes Heimatliebe, von der schon im dritten Kapitel die Rede ist. Auch sein Nationalgefühl ist aus seinem Spiritualismus, der — zuweilen überspitzten — Betonung des Geistigen im Gegensatz zur Materie, gewachsen.

Grabbe stellt sich uns in seiner Weltanschauung als spiritualistischer Nihilist dar, dem sein scharfer Verstand Welt und Dasein als sinnlos, da vom Bösen, Gemeinen beherrscht, erscheinen läßt, und der daher zum Skeptiker und Pessimisten wird; zwar läßt ihn seine lebhafte Phantasie und seine Neigung zum Gegensätzlichen, Paradoxen oft anders erscheinen; doch korrigiert der Verstand rasch alle gefühlsmäßigen Entscheidungen, und als der Weisheit letzter Schluß bleiben Skeptizismus und Nihilismus übrig.

---

[183]) An Menzel 15. 1. 1831, VI. S. 14.

[184]) Vielleicht unterstreichen zwei Tatsachen das hierüber Gesagte besonders: In dem Brief v. 4. 5. 1827 (W. V., S. 268) schreibt Grabbe an Kett., daß ihn nur noch die Musik befriedige, — gerade Musik aber ist die geistigste Kunst. Als Gegenstück dazu ist bekannt, daß Grabbe während seines ganzen Düsseldorfer Aufenthaltes keine Gemäldesammlung oder -ausstellung besichtigt hat, also zur bildenden, — der „sinnlichen" — Kunst kein Verhältnis hatte. — Immermann betont übrigens in den Memorabilien, S. 34, daß Grabbe auch menschlich überhaupt keinen sinnlich-konkreten Eindruck hinterließ: „Aber merkwürdig war: er regte keine Liebe und keine Sehnsucht auf. Man beschäftigte sich nur mit ihm, wenn er zugegen war; aber man verlangte nicht nach ihm, wenn man ihn nicht sah."

[185]) Brief vom 3. Mai 1835, VI. S. 127.

V. Kapitel.

D. Grabbes Verhältnis zum Mitmenschen: Liebe, Freundschaft.

Grabbes Verhältnis zum Mitmenschen, das gleichermaßen ein Verhältnis des Tuns wie des Denkens ist, entspringt als solches seiner Veranlagung und seinem Charakter ebensosehr wie seiner Weltanschauung: Seine Einstellung etwa zur Frau oder zum Freund ist wohl aus seinem Weltbild zu verstehen, die Auswirkung aber dieser Einstellung im praktischen Verhalten ist wesentlich Temperaments- und Veranlagungssache. Gehört also das im folgenden Dargestellte nicht völlig unter das Kapitel der in Briefen sichtbar werdenden Denkanschauung, so haben wir es doch hier angeschlossen, weil zwischen der praktischen Auswirkung und der theoretischen Einstellung eine Reihe wichtiger Verbindungslinien liegen.

Die Briefe bieten für unsere Betrachtung überraschend viele Zeugnisse. Was Grabbes Verhältnis zur Frau angeht, so begreifen wir aus seiner nihilistischen Weltverachtung, — die, wie wir sahen, aus einem einseitigen Spiritualismus, dem „Haß alles Gemeinen" (Brief an Kettembeil 4. 5. 1827, V., S. 266) kam — seine Verachtung und Verächtlichmachung der Liebe, die ihm lediglich in der körperlichen Vereinigung der Geschlechter besteht. An Kettembeil schreibt er: „.... betrachte das Heiraten als eine Spekulation, das Kinderzeugen als ein notwendiges Uebel, die Menschen als erste von Dampf getriebene Maschinen, das Leben als ein Mittel zum Vergnügen...."[186]).

Grabbe trieb nichts zur Frau, wenn nicht das reine Sexuelle, — deshalb verachtet er die Liebe. (Wir wiesen schon darauf

[186]) 1. 6. 1827, V. S. 281.

hin, daß sich in dieser Unfruchtbarkeit, wie Nieten sie nennt, Folgen seines Jugendlasters zeigen.) Dennoch knüpfte er mit zwei Frauen nähere Beziehungen an, mit seiner ersten Braut, Henriette Meyer und seiner späteren Frau, Luise Clostermeier: Bedeutsam erscheint hier, daß Grabbe bei beiden Frauen zunächst auf Ablehnung stieß, und daß seine Gefühle für sie durch ihren Widerstand erst angefacht wurden. Ziegler[187]) meint, daß dies, „seine Liebe nur noch mehr" entflammt habe....

So müssen wir jedenfalls seine Liebe zu Luise Clostermeier aus einer gewissen, von Besitzwut angestachelten Eitelkeit erklären und auch bei seinem, vielleicht mehr vom Gefühl genährten Verhältnis zu Henriette Meyer spielt die Eitelkeit eine große Rolle.

Grabbes eheliche Verbindung mit Luise Clostermeier war vollends in mehr als einer Beziehung ein Unglück. Aeußerlich und innerlich gab es keine Bindungen zwischen ihnen, weder in gesellschaftlicher, noch gefühlsmäßiger, noch intellektueller Beziehung. Luise stammte aus der wohlhabenden Familie des Archivrates Clostermeier, die in der Detmolder guten Gesellschaft eine Rolle spielte. Grabbe blieb in Detmold der Kleinbürger, dessen Vater Zuchthausverwalter war[188]). Luise war wohl gebildet, aber — wie sie sich namentlich in ihren Briefen an Freiligrath[189]) uns darstellt — mit einer starken Neigung zur Empfindelei und zum Blaustrumpf. Grabbes exzentrisches Genie verstand ihr im Konventionellen sich genügender Geist ebensowenig, wie Henriette es getan hätte. Hinzu kommt noch, daß sie wesentlich älter als Grabbe war, was zwar an und für sich nicht gegen eine glückliche Lösung gesprochen hätte (denn Grabbe brauchte eine Frau, die ihn leitete), wenn Grabbe nicht schon 32, sie schon 42 Jahre alt gewesen wäre. In diesem Alter dürfte es zwei ausgesprochenen Individualitäten schwer fallen, sich aufeinander umzustellen; es dürfte hier namentlich deshalb ausgeschlossen gewesen sein, weil man auf beiden Seiten nicht aus großer Liebe zueinander in die Ehe ging, sondern mit einer gewissen Resignation: Grabbe, weil er es nicht ertragen konnte,

[187]) a. a. O. S. 20.

[188]) Bekanntlich konnte die Ehe Grabbes mit Luise erst nach dem Tode von Luisens Mutter und von Grabbes Vater zustandekommen.

[189]) Vgl. Nieten, Neue Kunde.

verlassen zu werden, — seine Liebe war im Grunde Selbstliebe und Besitzsucht — Luise, die seine Werbungen oft zurückwies[190]), weil sie sich älter werden fühlte und keine anderen Werber kamen....

Die Ehe wird zu gegenseitiger Enttäuschung und Quälerei. Die Biographen berichten genug darüber.

Es k Grabbes entscheidender Schritt, die Trennung von seinem Amt, von Detmold, und von seiner Frau. Am 10. September 1834 verabschiedete er sich von dem Regierungsrat von Meien: „Ich werde meine Frau ehren und geehrt wissen, aber das Hierbleiben geht dermalen nicht." Schon vorher hat er dem Regierungsrat geschrieben, ein wenig überlegen, mit gespielter Fassung[191]): „Meine Frau ist weit besser wie ich, klüger, aber schwerlich, und darum sehe ich bei ihren Verschleppungen[192]) auch etwas zu." In seinem bekannten, dringlichen Brief an Immermann aus der Frankfurter Not des Novembers 1834 heraus macht er freilich seinem ganzen angesammelten Zorn über Luise Luft[193]): „Zwar habe ich seit einem halben Jahre eine ziemlich reiche Frau, jedoch so interessant, daß ich sie nur aus der Ferne, jetzt von hier aus, bewundern kann, und von dem Vermögen nehm' ich dem Weibe nichts, obgleich es mir mitgehört, dazu bin ich zu stolz, habe mein Eingebrachtes vielmehr der Dame großenteils auch gelassen. Diese Dame ist so interessant gewesen, daß ich ihretwegen Advokatur, Auditeurgeschäft (mit Beibehaltung des Ranges und Titels, um in Gesellschaft doch etwas zu sein) und auch eine Zeitlang Literatur aufgab."

Wo später in den Briefen die Rede von ihr ist, geschieht es mit Ingrimm, Erbitterung, Spott, Hohn, Sarkasmus, — nie mehr mit Gefühlen der Liebe[194]). Die positivste Haltung ist noch die,

---

[190]) Vgl. Piper, a. a. O. S. 35.

[191]) 10. Juli 1833, VI., S. 45.

[192]) Mit den Verschleppungen meint er Luisens — sie war recht geizig — merkwürdige Taktik, Wertgegenstände oder Geld aus dem Hause zu schaffen, um es vor seiner Verschwendung zu retten. In diesem Falle hatte sie einen Kasten mit 300 Rtlrn. wegbefördert.

[193]) VI., S. 53. — 18. 11. 1834.

[194]) Was Duller und Ziegler erzählen, daß Grabbe in Frankfurt zuweilen Ring und Locke von seiner Frau geküßt habe, spricht durchaus nicht gegen das Gesagte, ist vielmehr wiederum ein Zeichen für seine oft bezeugte Launenhaftigkeit und den jähen Wechsel seiner Stimmungen.

daß er wünscht, in Ruhe gelassen zu werden. So schreibt er Ziegler (mitgeteilt in den neu veröffentlichten Briefen am Schluß dieser Arbeit) „Mißtrauen lähme" ihn . . . .[195]). Er will, daß „ihm seine Frau kein Spänchen in den Weg" legt (Brief an Petri vom 21. 4. 1835, W. VI., S. 122).

Sonst aber spricht er sich, namentlich Immermann und Petri gegenüber, unverhohlen über Luise aus. Ganz Detmold kenne sie und habe eingesehen, daß „es nicht mehr ging" (an Immermann, 14. 12. 1834 W. VI. S. 61). Sie — seine Frau — solle „so gelesen werden, wie sie schreibe", d. h. ohne Beschönigung (an Immermann, dem er ihre Briefe schickt, 31. 1. 1835 W. VI., S. 88). Er will nicht „ihr Hund sein", aber „wenn sie nicht aufhört, ihn zu ärgern", so wird er versuchen, „solch ein Mann zu werden, wie es ihrem Temperament zu dessen gründlicher Besserung zukommt" (an Petri, 5. 4. 1835, W. VI. S. 119).

Aus jener Zeit (von seinem Weggang 1834 bis zu seinem Tode) sind uns elf Briefe Grabbes an seine Frau bekannt, die sein Verhältnis zu ihr und die allmähliche Veränderung von Verträglichkeit, Kälte bis zum offenkundigen Haß im Wandel der Ueberschriften andeuten: — „Liebe Frau — Liebe — Lucie — Liebe Luise — Liebe Frau — Liebe Frau — ohne Anrede — ohne Anrede — Frau — Frau — ohne Anrede."

In einem Brief an sie vom 3. März 1836 (Werk VI., S. 170) freut er sich noch, ihr einen Streich spielen zu können: „Sagte ich der preußischen Post, was Du vom Briefeerbrechen schreibst, — wie kämst Du in die Patsche!"

In Detmold aber schreibt er ihr jenen furchtbaren Brief, dessen schneidende Kälte, dessen männlich-befehlshaberische Form in schreiendem Gegensatz zu Grabbes seelischer Situation, seiner Verlassenheit und Krankheit standen. Diesen Brief scheint der Geschlechtshaß selbst diktert zu haben: „Uebermorgen früh, Schlag neun Uhr, zieh' ich in mein Haus. Vorerst denk' ich mein altes Zimmer nebst Schlafkammer, beide parterre, zu wählen; ich hoffe, sie mit allen Möbeln so imstande zu finden, wie sie waren. Den Doppelschlüssel zu dem Zimmer, wovon unter anderem der Sergeant Schulz vielleicht zu sagen weiß, bitt' ich auch

[195]) Daß Luise mißtrauisch war, erklärt sich nach Bergmann: „Wie Grabbe zu seiner Frau kam" a. a. O. S. 36, „als Charakterzug, der allen Gliedern der archivrätlichen Familie insgesamt eigen war."

neben dem Hauptschlüssel aus. Hast Du mehr Doppelschlüssel, so begehre ich alle, um sie zu vernichten. Einen Hausschlüssel (Du hast zwei, wo nicht mehr) verlang ich gleichfalls. Uebermorgen früh halb neun Uhr hat Sophie bei mir zu erscheinen, oder sie ist übermorgen mittag 12 Uhr außer Diensten. Warum Du gestern das Publikum aufzuregen geschienen und den Pedell Priester vielleicht hast rufen lassen, begreif' ich nicht" [196]). Er zog in sein Haus ein und sein Schicksal erfüllte sich.

Man wird Grabbe nicht den Vorwurf sparen können, daß er, der sich kennen mußte, nicht hätte heiraten dürfen. Seine Mißachtung der Frau, seine unfruchtbare Kälte, nicht zum wenigsten seine Krankheit waren keine günstigen Voraussetzungen für eine Ehe. Freilich müssen wir auch wieder das Bedürfnis des Zweiunddreißigjährigen nach einem Heim und nach sorgender Pflege verstehen, welches Gefühl neben dem des Ehrgeizes — die vornehme Tochter des Archivrates zu heiraten — und der durch Henriettens Verhalten gekränkten Eitelkeit ihn hauptsächlich zur Ehe bestimmt hat. Liebe, die immer ein Sich-Opfern und freiwilliges Sich-Unterordnen im Gefolge hat, hätte alle Gegensätze, die durch diese Verbindung wach wurden, überwunden. Eine bloße Vernunftehe aber vermochte das nicht; sie mußte unglücklich enden.

Fehlten Grabbe menschlich und weltanschaulich die Voraussetzungen zur Erlösung durch die Liebe, so hätte sein Schicksal zweifellos durch einen Freund, der ihm Führer gewesen wäre, entscheidend zum Besseren gelenkt werden können. Bei der Freundschaft fiel für Grabbe die erotische Bindung weg, die nach seiner weltanschaulichen Einstellung das Verhältnis von Mann und Frau entwertete. Freundschaft war die geistige Bindung von Mensch zu Mensch, die den Spiritualisten Grabbe befriedigte. Wir stehen hier vor „dem" Problem dieses Lebens: Denn einen Freund, der ihn geführt hätte, der zugleich mit ihm durch alle Irrungen und Tiefen seines Daseins geschritten wäre, um ihm immer wieder die helfende Hand zu bieten, der aber auch geistig so bedeutend gewesen wäre, daß er ihn verstanden, ja, ihn g e l e i t e t hätte, — einen solchen Freund hatte Grabbe n i c h t gefunden . . .

* * *

[196]) VI., S. 180, 24. Juli 1836.

Grabbe ist in seinem Leben mit vielen Männern zusammengetroffen, die ihm Freund und Führer hätten sein können; stets ist es derselbe Vorgang: Nach anfänglicher Begeisterung fühlt Grabbe sich entweder zurückgesetzt, benachteiligt, oder er stößt den anderen durch Launen, Absurditäten, durch sein exzentrisches Wesen ab, oft ohne zu wissen, was er tut[197]). Die beiden Männer dagegen, die stets treu zu ihm gehalten haben, der Assessor Moritz Petri (späterer Regierungsrat) und der Advokat Ziegler (von letzterem stammt die mehrfach zitierte Biographie), standen ihm nicht kritisch genug gegenüber und waren ihm zu wenig geistig überlegen, um ihn heilsam beeinflussen, ja lenken zu können. So war es das Schicksal Grabbes, daß er in den entscheidenden Situationen seines Lebens auf sich selber angewiesen war, und gerade das hätte er bei der Unsicherheit seiner Lebensführung nicht sein dürfen.

Hier ist indes zu bedenken, daß Grabbe sich auch selbst viele Sympathien verscherzt hat. Nieten[198]) betont, daß unter den „Persönlichkeiten des Berliner Kreises" manche waren, die „im Leben leicht und schnell vorwärts kamen, manche, die Grabbe hätten nützen können. Aber es ist traurig, zu sehen, wie wenig der Dichter von ihnen gehabt hat. Allerdings ist der Wagschale, in der wir Grabbes Genie wägen, ein schwerwiegendes Aequivalent geboten in den schlimmen Charakterfehlern Grabbes, die in zwei Fällen nachweislich ausschlaggebend geworden sind." Seine Abhängigkeit von Launen, seine Undiszipliniertheit hat ihm manchen Streich gespielt. Grabbe erkennt das auch selbst, in einem Brief an Theodor von Kobbe, den er geradezu davor warnt, sein Freund zu werden[199]). „Werfen Sie sich mir nicht an den Hals. Meine Person würde Sie schwerlich ansprechen. Mein bester Freund findet mich entweder wüst und wild oder stumm und langweilig oder in Geschäftslaunen und dabei stets nachlässig im Betragen." So hat sich der junge Grabbe schon Tiecks Freundschaft verscherzt. Die Gründe ersehen wir aus Grabbes eigener Andeutung in seinem Brief an Kettembeil (vom 4. Mai 1827. W. V., S. 269): „Aber Tieck und ich — in denen zwei harte esprits sich begegneten, — das hatte ich satt" — nur undeutlich. Wahr-

[197]) Vgl. Piper a. a. O. S. 30.
[198]) Biogr. S. 34.
[199]) An Th. v. Kobbe, 10. 2. 1832, Werke VI., S. 41.

scheinlich aber ist [200]), daß der Zweiundzwanzigjährige sich gegenüber Tieck in seinem Benehmen gewisse Freiheiten herausgenommen hat, die jenen verstimmen mußten. Tieck fühlte sich von Grabbe, Grabbe sich von Tieck nicht hoch genug eingeschätzt, der Aeltere mag dem Jüngeren gegenüber seine Lebensweisheit, der Junge dem Aelteren gegenüber sein Genie zu deutlich betont haben. Jedenfalls „verhallten Grabbes Detmolder Notschreie ungehört", und auch später ist Tieck nie in Zeitschriften oder Zeitungen für Grabbe eingetreten.

Mangel an Disziplin hat ihn auch mit Kettembeil auseinandergebracht. Wie begrüßt er zunächst das Angebot des Freundes, der seine Dramen verlegen will! Kettembeil soll sein „steter Verleger sein und Einfluß auf seine Arbeiten behalten" (1. Januar 1827, V., S. 280). Grabbe läßt ihn an seinen Werken streichen und ändern, was er will, er „überläßt ihm alles", Kettembeil braucht ihm „kein Wort darüber zu sagen" (25. Juni 1827, V., S. 282). Kettembeils Briefe machen ihm „Freude, und Freude ist hier selten" — schreibt er am 3. August 1827 (V., S. 291), und Kettembeils „Freude über die Shakespearemanie" ist ihm „lieber als der Aufsatz selbst" (12. August 1827, V., S. 295). Am 18. April 1829 (V., S. 326) zeigt sich eine kleine Verstimmung: „Nur ja den Don Juan ausposaunt", schreibt Grabbe an Kettembeil. „Du hast ihn zu lange liegen gelassen." Auch am 13. Mai 1829 (V., S. 329) mahnt Grabbe der Don Juan-Rezension wegen: „Mit dem D. J. hast Du mit mir Spektakel — außer dem Frankfurter Journal und Lemgo sehe ich ihn nirgends angekündigt. Es ist bei Gott nicht profitable." — Dann schließt Grabbe mit Kettembeil (am 20. August 1829) jenen Verlagsvertrag, in dem er sich verpflichtet, jedes Jahr drei Stücke im Umfang von „Don Juan und Faust" zu liefern, wofür er monatlich 24 Thaler erhält. Grabbe hält aber seinen Vertrag nicht ein, und im April 1830 werden Grabbes Verpflichtungen wie auch sein Honorar herabgesetzt.

Am 4. 8. 1830 (V., S. 349) bittet Grabbe Kettembeil, er möge „erst von nächstem Monat September an nur 12 Thlr. übernehmen"; also ist Grabbes Honorar auf die Hälfte ermäßigt. Dann drängt Kettembeil, Grabbe vertröstet: „Sei wegen meines Fleißes nicht bange ...." (12. 9. 1830, V., S. 350); „früher riefst

[200]) Nieten, Biographie S. 42/43 und Ziegler, a. a. O. S. 56, nehmen es an.

Du mir Ruhe zu, jetzt Eile" (2. 10. 1830, V., S. 351). Grabbe wiederum geht der Druck des „Napoleon" zu langsam, dann folgt Kettembeil einer Einladung Grabbes nach Detmold nicht; er läßt die Vorrede zum Napoleon nicht drucken; dafür bestürmt er Grabbe beim Kosciusko, für den er, wie Nieten [201]) mitteilt, „monatlich 15 Thlr. bietet (20. 2. 1832) und ist unzufrieden, daß Grabbe nicht bühnengerecht schreibt, wie Raupach, den er doch „nicht so übel" findet. Er gibt seinem Unmut Ausdruck, weil Grabbe nach dem ersten Hervortreten allzusehr nachlasse, und er hat ja nicht Unrecht. Als Grabbes Werke nicht den erhofften Erfolg haben, tritt Kettembeil umsomehr mit seinen Wünschen hervor, während Grabbe alle möglichen Gründe für den Mißerfolg anführt...." Als Grabbe und Kettenmbeil persönlich in Frankfurt a. M. zusammentreffen, und Grabbe, aller Hilfe bar, vielleicht zu ungestüm Kettembeils Beistand und Teilnahme verlangt, auch wohl — wie wir einer Bemerkung Dullers entnehmen, — Kettembeil nun zu kategorisch auf seine Verlegerrechte pocht, zerbricht die Freundschaft; ob sich die Stelle in einem Brieffragment Grabbes an einen Unbekannten (November 1834, VI., S. 52) auf Kettembeil bezieht, ist nicht klar gesagt, aber wahrscheinlich: „Ich bin aufgesucht und aufgenommen, habs aber in den Wind geschlagen, vielleicht Feinde dadurch erreicht."

Als Kettembeil aus seinem Leben verschwindet, taucht Immermann auf: Am 28. 11. 1834 kündigte Grabbe ihm seine Ankunft in Düsseldorf an, am 5. 12. 1834 ist er angelangt und bittet ihn bedeutungsvoll: „Achten Sie mich!" (VI., S. 55). Auch dieses Verhältnis, über das wir aus Grabbes zahlreichen Briefen und Zetteln recht gut unterrichtet sind, geht den typischen Gang Grabbescher Freundschaften, den Nieten [202]) richtig charakterisiert.

Zunächst unterwirft sich Grabbe Immermann, was die äußeren Dinge und Lebensnotwendigkeiten betrifft, er „läßt ihn gern in seiner Privatwirtschaft den Vormund spielen", wie er Petri [203]) schreibt. Er ordnet sich auch Immermanns künstlerischem Urteil unter: „Die Hermannsschlacht brennt mir in den Fingern, ich hätte gern Ihr Urteil über einige Szenen. Das kann aber nur

[201]) Biographie, S. 290.
[202]) Nieten Biographie S. 297.
[203]) 11. 12. 1834, VI., S. 58.

geschehen, les' ich sie selbst", schreibt er an Immermann unterm 10. 12. 1834 (VI., S. 56) und arbeitet nach Immermanns Vorschlag den „Hannibal" um, zerschlägt den Vers, und löst ihn in Prosa auf: „Sie haben durchweg recht pto. des Verses im Hannibal, er ist ein Zwitter, ich zerschlage ihn, wie neue, rohe Chausseesteine, und verwandle ihn in Prosa." (An Immermann vom 18. 12. 1834, Werke VI., S. 64). Im Februar 1835 (am 5., VI., S. 90) meldet er ihm: „Gestern habe ich die auf Ihren Rat begonnene Umschmelzung des Hannibal vollendet, und ich glaube, er ist zehnmal besser geworden, als er ohne meinen hiesigen Aufenthalt und ohne Ihre Andeutungen geworden wäre. Jetzt schreibe ich ihn ins Reine."

Er hat Immermann sogar gelobt, nicht mehr zu trinken; zunächst hält er das Versprochene: „Mein Gelübd' halt' ich. Es wird mir nicht schwer", schreibt er unterm 14. Dezember 1834 (Werke VI., S. 62). Er ist so bescheiden geworden, daß er Immermann vorschlägt, Shakespeares Hamlet, den er — Grabbe — übersetzt hat, als Zugabe zu seinen — Immermanns — Werken herauszugeben, wobei es ihm einerlei ist, „ob mein Anteil auf dem Titel oder sonst wo erwähnt wird oder nicht, und Honorar will ich für diese Arbeit durchaus nicht." (22. Januar 1835, VI. S. 86.)

Voller Stolz schreibt er an die Mutter: „Der Oberlandesgerichtsrat Immermann und die Gräfin Ahlefeldt behandeln mich gut und zuvorkommend, wie ich es nicht verdiene." (14. 1. 1835 VI., S. 82.)

Als Immermann Aerger hat, ihm klagt, daß ihn die Menschen enttäuschen, sucht er zu trösten und schreibt, nur um ihn aufzurichten, etwas, an das er selbst nicht glaubt. Es hat in der Tat etwas Rührendes, wenn wir Grabbe sagen hören: „Ihre Aeußerung, daß Sie von den Menschen so wenig im ganzen halten, hat mich beschäftigt und frappiert, denn Sie haben ja so manchen tüchtigen, guten und großen Charakter geschildert. Nein, das Bessere überwiegt. Es kämpft in der ganzen Geschichte und hat bis jetzt immer zuletzt gesiegt. Die kleinen Würmer, die kleinen Sorgen, Leiden und Freuden, die Not der zum Existieren einmal nötige Eigennutz, erklären mir fast alle Schlechtigkeit" [204]).

[204]) An Immermann, 14. 1. 1835, VI., S. 79.

Dann wird das Verhältnis beider getrübt, Klatschereien und Verleumdungen scheinen Immermann gegen Grabbe erbittert zu haben. Grabbe sucht sich zu rechtfertigen: Seine Wirtin ist „abscheulich, sie klatscht, lügt und betrügt vielleicht auch." Er aber, Grabbe, versichert Immermann, wie „hoch und ernst er ihn achte", er, der „nötigenfalls sein Leben wegwirft wie einen Heller": „Ich kanns nur mit meinem Lebensblut besiegeln, wie gut ich Ihnen bin, und tät' es gern. Doch diese Andries, die Klatsche, ist nichts wert. — Solang als eine Ader in mir zuckt: Ihr Grabbe" [205]).

Der Sommer 1835 brachte Immermann und Grabbe sodann durch Immermanns Fernsein von Düsseldorf auch räumlich auseinander, — damit hört der heilsame, mäßigende, zügelnde Einfluß des Oberlandesgerichtsrates auf, und als Immermann zurückkehrt, ist Grabbe ihm entglitten. Noch im Juni hat er an Menzel geschrieben, Immermann habe ihn in der Tat „vom Tode gerettet", — „Nicht wegen Not eben, aber aus Mißmut war ich lebenssatt." (22. 6. 1835, VI., S. 152.) Am 22. November 1835 dagegen schreibt er an Menzel: „Mit Immermann steh' ich auf eigenem Fuß; er hat viel für mich getan, aber bald Spannung, bald Friede. Verschiedene Naturen...." (W. VI., S. 166.)

Hinterträgereien, gelegentliche Bemerkungen des — insgeheim doch durch Immermann in seinem Selbstbewußtsein gekränkten — Grabbe über den Theaterleiter, die vergröbert und entstellt zu Immermann drangen, die eine oder andere im Ton schärfere Kritik, Immermanns erbitterte Antwort darauf — das alles trug zum endgültigen Bruch bei.... „.... und bald darauf", schreibt Nieten [206]), „im Februar 1836 hat er (Immermann) auch an Grabbe den Abschiedsbrief gerichtet.... Mit zwei Gründen hat Immermann den Bruch begründet: einmal mit dem Benehmen und Auftreten Grabbes — dieser Vorwurf war sicher berechtigt, — sodann mit der Behauptung, Grabbe schädige sein Unternehmen durch gehässige Kritiken . . . Immermann scheint allzu überempfindlich auf Klatsch und Hinterträgereien reagiert zu haben...."

Nun fallen bei Grabbe alle Hemmungen und Rücksichten. Deutlich merken wir seine veränderte Haltung bei seiner Beur-

[205]) An Immermann v. 31. (!) Juni 1835, VI., S. 157.
[206]) Biographie, S. 300 ff.

teilung von Immermanns „Andreas Hofer", von dem er — als er mit Immermann noch befreundet ist — jenem schreibt: „Die Beurteilung des Hofer bereitet mir Wollust." (22. 1. (richtig 21. 1.) 1835, W. VI., S. 85) — während er unterm 9. 5. 1836 an Hons schreibt (vgl. den im Anhang veröffentlichten Brief): „Immermann hat in der Vorrede getan, als hätte er mir mit seinem elenden früheren Hofer Anlaß zu meiner Verfahrensart im Napoleon gegeben. Ich habe aber meinen (durchgestrichen steht darunter: den, — was aber sinngemäß richtiger ist) Arschwisch nie ausgelesen, der jetzige Hofer ist etwas besser, aber doch später als mein Napoleon geschrieben, und trägt Spuren der Nachahmung meines Stückes" [207].

Auch seine Stellung dem Düsseldorfer Theater gegenüber wird unsicher. Vor einer Aufführung von Romeo und Julie muß er sich bei Hons vergewissern, wie er sich einstellen soll: „Jedoch muß ich vorher mit Ihnen darüber sprechen, und Ihre Meinung, Warnung, etc. vernehmen, noch vor Mittag, i. e. um 1 bis spätestens um 2 Uhr. Sonst geh' ich nicht hinein: quia ich weiß dann nicht, wie's ist und soll" (Vgl. Anhang).

So endete also auch diese Freundschaft Grabbes mit einem grellen Mißklang, wie alle seine Verbindungen mit Menschen, die ihm geistig gewachsen waren. Freilich ist auch hier Recht und Unrecht gemischt; gewiß hat Grabbe Schuld, seine Unbeherrschtheit, seine Disziplinlosigkeit, die Uebereiltheit seiner Entschlüsse und seines Tuns haben Immermann enttäuscht; er hätte die Natur des Oberlandesgerichtsrates kennen und auf seine Empfindlichkeit Rücksicht nehmen müssen; aber auch Immermann läßt sich nicht ganz entschuldigen. Man muß ihm den Vorwurf machen, daß er kein Werk von Grabbe an seiner Bühne gespielt hat [208] — „Hannibal" hätte er gewiß inszenieren können. Ueberhaupt hätter er Grabbe, anstatt ihn lediglich zu Propagandazwecken zu benutzen, als Theaterdichter anstellen müssen. Vielleicht aber hinderte Immermann — das Talent — ein ihm selbst unbewußter, gleichwohl wirksamer, stiller Neid, dem Genie

[207]) Interessant ist, daß er auf dem Sterbebett in seiner Unterhaltung mit Ziegler den „Hofer" sehr hoch stellt: „. . . warf er mir ein: „Nimm aber doch den Hofer — und den „Tulifäntchen" ein allerliebstes Ding!" (Ziegler a. a. O. S. 195 ff.).

[208]) Schon Duller hob das a. a. O. S. 70/71 hervor.

Grabbe gegenüber ganz gerecht zu sein. Eine Bemerkung Zieglers läßt vermuten[209]), daß er etwas Aehnliches gespürt hat: „Leute von dieser Natur sind immer gegen die etwas formlosen Genies unduldsam, wie wir dies ja auch bei dem berühmten Literaturhistoriker Gervinus sehen: ich weiß nicht, ob es davon kommt, daß sie die reizenden, aber gefährlichen Seiltänze jener mit neidischen Augen ansehen ...."

Trotzdem aber Grabbes Freundschaften — nimmt man die willigen, jedoch unbedeutenden Detmolder Freunde aus — mit Enttäuschung und Verstimmung endigten, sehnte er sich immer wieder nach wahrer Freundschaft. Erschütternd klingt seine Klage an Petri: „Man sehnt sich doch oft nach Freundeshand, vor allem in der Dämmerung." (26. August 1835, VI., S. 162.) Und nicht weniger ergreift seine Aufforderung an denselben: „... oder wenn ich bitte, trink' doch auf meine Gesundheit ein paar Flaschen tüchtigsten Rheinwein und nimm die Bezahlung aus dem Geldrest. Tu das. Was dann noch übrig bleibt, das schicke mir[210])."

Die wahre Tragik des Lebens Grabbe liegt nicht in der Geschichte seiner Ehe, sondern in der Geschichte seiner Freundschaften. Sie liegt darin, daß der Mann, der, wie Koch treffend[211]) bemerkt, „wohl für Freundschaft, niemals für Liebe echte und zu Herzen gehende Töne zu treffen" vermochte, in seinem Leben keinen einzigen Freund gefunden hat, der ihm, geistig ebenbürtig, zur Seite gestanden und seinen Weg bis zuletzt begleitet hätte. Vielleicht oder gewiß, daß dann sein Schicksal sich freundlicher gestaltet hätte. Aber ihm war es anders bestimmt.

So wüßten wir kein besseres Wort, diese Betrachtung zu schließen, als das von Otto Nieten[212]), das er in seiner Biographie über Grabbes Verhältnis zu seinen Mitmenschen gesprochen hat: „Der Weltunkundige hat sich überall verrechnet. Gewiß ist Grabbe nicht ohne Schuld, aber weniger durch das, was er tut, als dadurch, wie er nun einmal ist. Das Genie kommt nicht zurecht, und die Welt hat dabei noch nicht einmal Unrecht."

---

[209]) Ziegler, S. 152 ff.
[210]) An Petri, 21. 4. 1835, VI., S. 122.
[211]) Koch, a. a. O. S. 270.
[212]) Biographie S. 43.

Anhang.

Zeigt der Briefwechsel eine Entwicklung? Neue Grabbebriefe.

Untersuchen wir zum Schluß, ob Grabbes Briefe, so wie sie uns in ihrer die Dreihundert übersteigenden Zahl vorliegen, eine Wandlung und Entwickelung des Menschen erkennen lassen, so sehen wir wiederum, daß sich Grabbes innere Biographie getreulich in seinen Briefen spiegelt.

Die Briefe des Schülers, zumeist an die Eltern gerichtet, sind schwülstig, pathetisch, unnatürlich und unkindlich in der Tonart, von seltsamer Altklugheit, die wiederum mit naiven Elementen gemischt ist. Einer der ersten uns bekannten Briefe (Wuk. Werke V., S. 225) an die Eltern beginnt mit der „angelesenen" Wendung: „Schnell ergreife ich die Feder" und fährt dann fort: „Ich habe einen heftigsten Wunsch — Wunsch, sage ich? — die heftigste Begierde, die größte Leidenschaft nach einem Buche. Aber ach, alle meine Wünsche scheiterten, meine Ruhe ist dahin auf lange, lange Zeit, — es ist, — es ist, — ich bin verwirrt, — ich vermag es nicht zu schreiben, — — es ist — — o Gott, — — zu teuer. Zitternd schreibe ich es." (Im letzten Satz werden Einflüsse der Lektüre von Schillers Sturm- und Drangdramen wie überhaupt der Lektüre von Dichtungen aus der Zeit der „empfindsamen Schreibweise" deutlich). In diesem Stil ist der ganze Brief, sind die Briefe der Jahre 1815—18, die fast alle Bitten an die Eltern um Anschaffung dieses oder jenes Buches darstellen, gehalten. Als er um die Tragödien Shakespeares bittet, nennt er sie (W. V., S. 227) „das erste Buch der Welt, und gilt bei vielen mehr als die Bibel, denn es ist das Buch der Könige und des Volkes, es ist das Buch, wovon einige behaupten, daß es ein Gott geschrieben habe." .... Bezeichnend in seiner Gespreiztheit und

dem Vortäuschen-Wollen des Erwachsenseins ist namentlich der Brief an den Verleger Göschen in Leipzig[213]), in dem Grabbe sein — verloren gegangenes — Drama „Theodora" zum Verlag anbietet. Er lobt zunächst einige Stellen des Stückes besonders, erklärt, daß ihm einige Buchhandlungen schon für den geschriebenen Bogen mehrere Louis'or geboten hätten, daß er aber nicht nötig habe, für Geld zu schreiben. Einige Zeilen weiter jedoch wendet er sich an den Verleger und fordert ihn auf: „Deshalb muß ich Sie, mein Herr, bitten, die „Theodora" den ersten oder den zweiten Tag nach dem Empfang durchzulesen, und mir gleich darauf für jeden geschriebenen Bogen eine Pistole in Gold, zusammen also 32½ Pistolen in Gold, zu senden, so daß ich von dato an in 9 oder 11 Tagen die Bezahlung erhalte."

Die Leipziger und Berliner Briefe zeigen nicht mehr die überhitzte und unechte Schwülstigkeit der Kinderbriefe, dafür sind sie allerdings zerrissener, wie wir im zweiten Kapitel unserer Betrachtung sahen, reden gern von nebensächlichen Dingen, weil sie die wirklichen Zusammenhänge zu verbergen haben[214]), erwecken also von ihrem Schreiber den Eindruck eines zerfahrenen Menschen.

Die ersten Briefe aus den der Studienzeit folgenden Detmolder Jahren sind wohl ehrlicher — aber auch aus ihnen spricht noch Verbitterung, Weltschmerz, Zynismus, wofür namentlich der an Kettembeil vom 4. 5. 1827 (W. V., S. 268 ff.) bezeichnend ist. Erst in den folgenden Jahren nach seiner Beförderung zum Auditeur und dem Erscheinen seiner ersten, viel beachteten Werke, wird Grabbe gefestigter, sicherer, scheint — relativ — zufriedener, wovon wiederum die Briefe Zeugnis abgeben. Zwar schaut auch bei dem „glücklichen" Grabbe (in dieser Zusammensetzung ist das Wort nur in Anführungszeichen zu verstehen) der Pferdefuß des Zynikers heraus, aber immerhin dürfen wir jene Jahre zu den am wenigsten unglücklichen seines Lebens rechnen. Die Briefe der Jahre 1828—33 (sehen wir von der unglückseligen Episode seiner Liebesgeschichte mit Henriette Meyer ab) verraten neu erwachten Lebenswillen, Arbeitsfreude, große Pläne, von dener einer nach dem anderen in Angriff genommen wird.

[213]) Vom 28. Juli 1817, Wuk. Werke V., S. 226.

[214]) Daß Grabbe etwas zu verheimlichen hatte, beweist auch sein Brief an Kettembeil vom 2. 12. 1827, W. V., S. 304.

Da reißt die unglückliche Ehe das mühsam getürmte Gebäude ein, lähmt seine Schaffenskraft, und die Tragödie dieses Lebens nähert sich seit dem verhängnisvollen Oktobertag, da Grabbe Detmold verläßt, unaufhaltsam über die Stationen Frankfurt und Düsseldorf der Katastrophe.

Die unter Immermanns Sorge noch einmal künstlich angefachte Schaffensflamme erlischt bald wieder. Grabbes Arbeitswut in Düsseldorf hat etwas Krampfartiges. Fast erscheint es, als fürchte er, zu sterben, bevor er noch seine letzten Pläne ausgeführt hat. Die Briefe der letzten Düsseldorfer Monate wimmeln von den wunderlichsten Einfällen seines barocken Geistes. In ihrer Zerfahrenheit und Uneinheitlichkeit gemahnen diese Briefe an die des Studenten, stehen aber durch ihren geistigen Gehalt, die Echtheit und Unverfälschtheit ihres Gefühls und die Tiefe der in ihnen aufblitzenden Erkenntnisse weit über jenen. Sie sind die wahrsten menschlichen Dokumente dieses so vieldeutigen Geistes, erschütternd in ihrer Zerrissenheit. Am echtesten und reinsten bricht bei diesem späten Grabbe auch in den Briefen, bei denen — so kann man sagen — schon die Todesahnung die Feder führte — das Gefühl durch.

Getreulich zeigen also die Briefe — selbstverständlich bleibt eine solche Gesamtbetrachtung, wie sie hier zum Schluß versucht ist, allgemeiner Natur, da sie nicht auf Einzelheiten eingehen kann — die Kurve der Entwickelung auf, die das Leben Grabbes genommen hat: Von der uneinheitlichen, durch ihre gegensätzlichen Einflüsse verhängnisvollen ersten Jugend über die wüste Studienzeit in Leipzig und Berlin zu einem vorübergehenden Sich-Aufraffen in der Detmolder Zeit, und schließlich zum endgültigen, langsamen Verfall der letzten Jahre.

*

Die erste Grabbe-Ausgabe, welche auch die Briefe berücksichtigte, war die von Oskar Blumenthal, über die i. ü. im ersten Kapitel gesprochen ist. Eine Ergänzung zu dieser Briefsammlung brachte die Ausgabe von E. Grisebach, der den schon bekannten Briefen weitere hinzufügt und die Zahl der Grabbebriefe auf 271 erhöhte. Nieten brachte diese Zahl in seiner Ausgabe auf 281; in seinem Jubiläumsaufsatz (a. a. O.) publizierte Oesterhaus zwei winzige Brieffragmente, Erich Ebstein in seiner Schrift „Grabbes Krankheit“ (a. a. O.) einen später von Wukadinowic

in seine Grabbeausgabe übernommenen Brief des Dichters an Schreiner, sowie A. Bergmann (in der Zeitschrift für Bücherfreunde, N. F. S. 303 ff., III., 2) vier ebenfalls in die Wukadinowic'sche Ausgabe übergegangene Briefe Grabbes. Die bisher vollständigste Sammlung der Briefe brachte die in unserer Arbeit ständig zitierte Ausgabe von Spiridion Wukadinowic, die 307 Briefe enthält und nahezu alles bis zu ihrem Erscheinen Bekannte benutzt hat. Nicht berücksichtigt hat Wukadinowic den Brief an Rosen, der in der Baedekerschen Ausgabe (1909) des Briefwechsels zwischen Mendelssohn und Klingemann mitgeteilt ist, sowie die beiden im erwähnten Oesterhaus'schen Jubiläumsaufsatz enthaltenen Fragmente. Die Veröffentlichungen von Wagner und Seebaß [215]) benutzt die Wukadinowic'sche Ausgabe selbstverständlich nicht, da sie später erschienen als sie. Außerdem hat Alfred Bergmann in den „Detmolder Vaterländischen Blättern" [216]) zwei Schreiben Grabbes an den Fürsten Leopold (und zwar Grabbes Gesuche um Dienstentlassung und Aussetzung eines Jahresgehaltes) und in der Deutschen Zeitung [217]) einen Brief Grabbes an Hermann Kunibert Neumann veröffentlicht. Derselbe A. Bergmann hat endlich in Detmold ein wertvolles Konvolut „Rothbergs Vollendung" gefunden, das den Briefwechsel zwischen Grabbe und dem Militärgericht einerseits und den Clostermeiers andererseits enthält, der sich bei Ordnung des Nachlasses von Grabbes Amtsvorgänger, dem Auditeur Rothberg, entspann. Wir haben in diesen Briefen, die zunächst rein geschäftlicher Natur sind, und gegen den Schluß der Korrespondenz einen persönlicheren, privateren Anstrich bekommen, einen Fingerzeig für Grabbes erste Bekanntschaft mit seiner späteren Frau. Der letzte der Briefe, die dem Verfasser in Schreibmaschinenschrift vorlagen, schließt: „Mit meinem Besuche belästige ich Sie künftig doch" (Grabbe an Luise Clostermeier, vom 7. September 1829).

[215]) Aus Grabbes Düsseldorfer Tagen, 6 Briefe an Ziegler. Von A. M. Wagner. Preuß. Jahrb. Bd. 174, 1918, S. 214—21. Neues von und über Grabbe, Briefe Grabbes an Clostermeier, Ztschr. f. Bücherfreunde, NF. Jg. II., 1919/20, Heft 8. Von Friedrich Seebaß.

[216]) 1925, Nr. 5.

[217]) Deutsche Zeitung 1926, Nr. 218, 22. Juli. „Briefe um Grabbe" von A. Bergmann.

Leider konnte das Konvolut noch nicht im Druck erscheinen doch ist seine Veröffentlichung geplant. Einen Hinweis darauf enthält A. Bergmanns in den Vaterländischen Blättern, Lipp. Mag. 1925, Nr. 5, erschienener Aufsatz „Wie Grabbe zu seiner Frau kam" . . .

* * *

Dem Verfasser ist es gelungen, unter den im Westfälischen Handschriftenarchiv der Dortmunder Stadtbibliothek enthaltenen Autographenschätzen einige Briefe Grabbes aufzufinden, die bisher noch nicht durch Publikationen bekannt wurden und in den Jahren 1924—26 auf Versteigerungen erworben worden sind. Unter ihnen befinden sich vier für Grabbe und seine damalige Situation besonders charakteristische Briefe, die in die Düsseldorfer Zeit fallen (einer an den Buchhändler Schreiner, einer an Ziegler, zwei an Hons, den Redakteur des Düsseldorfer Fremdenblattes), sowie ein Brief an Luise Clostermeier. Außerdem fand der Verfasser einen Zettel von der Hand des alten Grabbe mit Buchbestellungen für Christian Dietrich, ferner zwei Zettel des Schülers Grabbe, ebenfalls mit Buchbestellungen, sowie zu zweien in der Wukadinowic'schen Ausgabe publizierten Briefen an Hand der Originale einige Ergänzungen [218]).

Der Brief an Schreiner ist vom 22. November 1835 datiert und hat folgenden Wortlaut:

„Wohlgeboren Herrn Hofbuchhändler
Schreiner.

G. P. M.

Da unten riß ich was aus dem Papier, indem ichs glatt machen wollte. Haben Sie wohl einen Band von Schiller, in welchem das Siegesfest steht?: Trojas Veste war gesunken etc. Ich wollts mit meiner Notiz zum Album gebrauchen und mit dem an Menzel fertigen Brief es Menzel übersenden. — Ich bin krank gewesen von Wind, Hosen und Frack. Dasmal nicht vom Trinken,

---

[218]) Außerdem fand der Verfasser im genannten Archiv noch zwei „aktenmäßige" Briefe Grabbes (an den Detmolder Magistrat v. 18. 7. 33, und an den Pirmonter Advokaten Kähler v. 4. 2. 1829), die aber wegen ihres unpersönlichen, rein geschäftlichen Charakters hier nicht wiedergegeben sind.

wie's Erkranken bei mir überhaupt oft andere Ursachen hat, als Leute, die in einem anderen Gemüte fremd sind, begreifen. Morgen früh hätten Sie den Schiller retour.

Gehorsamst

Düsseldorf, 22. Nov. 35. Grabbe.

(Vorige Nacht habe ich, der in 1 Tag 1 Nacht 1 Tag nicht schlief, entsetzlich genachtwandelt. Bin nun gesund. Meine Wirtin ist, glaub' ich, noch nicht vom Schreck geheilt, obgleich (ich) nicht von meiner Stube kam, und sie's von der ihrigen . . . (fehlt ein Wort) vernahm)."

Der Brief ist am 2. September 1924 im Liepmannssohnschen Antiquariat zu Berlin gekauft.

Aus dem Schillerband, den er von Schreiner erbittet, schreibt Grabbe die Schillerschen Verse ab:

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch."

Und setzte dazu die Verse:

„Was du gedichtet im Herzen, es geschah,
Und du bist ewig deutschen Seelen nah!"
(Wuk. Werke V., S. 208.)

Er entschuldigt sich in seinem Brief an den Hofrat Menzel (vom 22. November 1835, W. VI., S. 165), daß er zu dem von Menzel geplanten Schilleralbum Schillers eigene Verse beisteuere; er verstehe sich nur auf „verwickeltere dramatische Kompositionen".

Der erste der beiden an Hons gerichteten Briefe ist vom 27. März 1836 datiert: In diese Zeit fällt das Zerwürfnis mit Immermann, der Grabbe im Februar den Abschiedsbrief geschickt hatte.

„G. P. M.

Neulich war ich zwar im Jean v. P.[219]) gewesen, mußte aber nicht darüber rezensieren, da viele im Publikum allzu zufrieden

[219]) Gemeint ist wahrscheinlich Boildieus Oper „Johann von Paris", die im März 1836 an der Düsseldorfer Bühne gespielt wurde.

schienen und dann doch nur Hr. Versing brav, Dem. Meiselbach erträglich waren. — Den Oberon hab' ich, wegen der früheren Stänkereien wider mich, nicht besucht. Die Rezension über ihn in Ihrem heutigen Blatt macht sich. Indes, lobe sie, was sie will, Oberon ist eine erbärmlich zusammengekünstelte Flickerei. — Heut' ist Romeo und Julia, worüber ich ganz Brillantes zu schreiben denke, vielleicht in mehreren Ihrer Blätter den Shakespeare, welchen ich bis zur letzten Silbe kenne, und den Tieck durchmusternd, so daß mans nachdrucken wird. Jedoch muß ich vorher mit Ihnen darüber sprechen und Ihre Meinung, Warnung etc., vernehmen, noch vor Mittag, i. e. um 1 Uhr, spätestens um 2 Uhr. Sonst geh' ich nicht hinein, quia: ich weiß dann nicht, wie's ist und soll. Wagen Sie den Besuch. Ich bin nie wohl und freue mich sonst bei dem Stang (durchgestrichen, darunter: an der Stange oder am Wein) und tue zu wenig für den Anzeiger[220]).

27. März 1836. Ergebenst

Grabbe.

(Kommen Sie!)
Es ist ersprießlich.
Ja."

Der zweite Brief an Hons ist nach dem endgültigen, unwiderruflichen Abbruch des Verhältnisses mit Immermann geschrieben, was schon aus der stark subjektiven Einstellung zu Immermanns „Andreas Hofer" hervorgeht, der damals in Düsseldorf aufgeführt wurde, und den Grabbe mit z. T. recht despektierlichen Ausdrücken belegt. Der erste, weniger wesentliche Teil des Briefes beschäftigt sich ziemlich eingehend mit einem unter der Chiffre „Nr. 5" im Fremdenblatt schreibenden Kritiker, der anscheinend Grabbes künftigen Nachfolger darstellte. Der zweite (unten wiedergegebene) Teil behandelt Grabbes Verhältnis zu Immermanns „Andreas Hofer", der dritte schließlich seine Einstellung zu einem gemeinsamen Bekannten von Hons und Grabbe, der hier als der „Lange" bezeichnet wird, und über dessen Persönlichkeit der Verfasser trotz eifrigen Suchens nichts in Erfahrung bringen konnte.

---

[220]) Stange hieß der Wirt von Grabbes Stammlokal in Düsseldorf, der Weinkneipe „Zum Drachenfels".

Der zweite und dritte Teil des Briefes lauten:

„2) . . . In den Hofer konnte ich nicht gehen. Immermann hat in der Vorrede getan, als hätte er mir mit seinem elenden früheren Hofer Anlaß zu meiner Verfahrensart im Napoleon gegeben. Ich habe aber meinen (daneben durchgestrichen, aber sinngemäß richtiger: den) Arschwisch nie ausgelesen, der jetzige Hofer ist etwas besser, aber doch später als mein Napoleon geschrieben und trägt Spuren der Nachahmung meines Stückes. — Das alles hatte mich ärgerlich gemacht, und Aerger hab' ich ohnehin genug.

3) Sie haben mich einmal vor einem „Langen" gewarnt, und vielleicht nicht mit Unrecht. Laß ich ein Wort fallen, bin ich einige Augenblicke mißmutig, heftig, wirds (Gott weiß, ob von ihm oder von wem?) herumgetragen, herumgewendet, gar benützt auf eine Weise, an die ich nicht dachte. Ich glaube, so etwas hat sich auch zwischen uns, Ihnen und mir, ereignet. Wenden Sie aber bei Gerüchten über mich sich nur an mich und trauen Sie keinem Stadtgewäsch, und wär' es von bestpoliertem Stahl. — Der Lange hat indes zweierlei mir sehr Liebes an sich:

a) er verzehrt bei mir n i c h t s,

b) er besucht mich, und ich wäre ohne ihn ganz sonder Gesellschaft.

Auf meine Theaterrezension übt er nicht den geringsten Einfluß. Er ist, wie ich Ihnen schon jüngst schrieb, soviel ich weiß, während dieser Saison im Theater nie gewesen . . .

Düsseldorf, 9. Mai 1836."

Der an K. Z i e g l e r, Grabbes späteren Biographen, gerichtete Brief lautet:

„Lieber Ziegler!

Besorgt einliegenden Brief an meine Frau.

Wenn Küster noch hundert Taler fordert, muß ich den Depositionsschein sehen, sofern Du die Sache nicht im Depositionsbuch angezeichnet findest, und ich nichts dabei erinnere.

Postkuchen[221]) hat übrigens kein Recht, meiner Frau etwas zu insinuieren. Ich bin ihm mindestens gleich. Er muß in die Kanzlei erst gehen und die Kosten sich notieren, bis sie ihm usw. (?) erstattet werden könnten. Er konnte mir schreiben.

[221]) Grabbes Nachfolger im Auditeuramt.

Denn wär' ich die Summe rückständig, liefre ich sie gleich von hier. Zinsen sind nicht versprochen, und mit dem Gelde ists sicher nicht recht. Von Zinsen gar weiß ich nichts, sofern sie nicht im Depositenschein stünden, woran ich zweifle.

Wenn Spanier [222]) in Rothbergs Sachen verglichen haben will, so hat er verglichen. Das geht meine Deservitforderung nichts an. Zahlt er nicht, so verklag' ich ihn und meld' ihm, er täte klug, sich an das Beispiel mit Krohn zu erinnern. Ich schenk' ihm keinen Heller. Die Militärnoten ergeben, wie er sich verglichen hat; weiter weiß ich nichts und erhärte eventualiter eidlich, daß ich ihm pto. der Privatsendungen keinen Heller geschenkt habe. Melde ihm das mit Bitte um schnelle Antwort. Sonst sei streng mit ihm, und kannst ihm passum concernentem mitteilen.

Ich bin hierher zu Immermann gezogen, wohne aber erst noch im . . . . (blieb im Original frei). Bietet Weber in Hörste 6 % statt 7 und 9, so nimm das Zeugs an und teil's mit mir verabredetermaßen. Es verjährt sonst und wird vergessen. Nimm bei Deserviten nur, was wir kriegen können. Es sind schlechte Forderungen pt. der Zahlung.

Anliegendes gleich an meine Frau. Ich bitte! Antworte bald. Ich ziehe in wenigen Tagen aus dem Gasthof in ein Privathaus. Erteil' ich auch im Gasthof beim Ausziehen pto. der Briefe die nötigen Befehle, so ists besser, ich treffe die Briefe noch hier. —

Postkuchen soll übrigens meine Frau nicht, sondern, wenn er es will, mich fragen.

Wenn meine Frau auf irgend etwas Arrest legt, was ich in die Ehe gebracht, so bin ich in 24 Stunden in Detmold, und sie sehe — was juristisch folgt. Sie wird indes klug genug sein, um mich nicht für den größten Dupe zu halten. Ich käme nicht so freundlich als ich abreiste. Hoffentlich ists nicht nötig, denn ich will und werde tun, was ich kann. Teile ihr diesen Brief auch mit, und sag': Sie möchte mir Zutrauen schenken. Ich tu' dann herzensgerne, was ich vermag. Mißtrauen lähmt mich.

Dein Grabbe.

Adresse: Dem Auditeur Grabbe, Benratherstraße im Römischen Kaiser, bei Hrn. Eisenbarth, Düsseldorf."

---

[222]) Nathan Spanier war ein Kaufmann in Herford.

Grabbes Schreiben an Luise Clostermeier, das nicht datiert ist, hat folgenden Wortlaut:

Hochgeehrteste Mademoiselle!

In Geldsachen bin ich vielleicht deshalb ein schlechter Ratgeber, weil ich zu bedenklich bin und dadurch oft schade. Ob der . . . . (unleserlich) allhier auch ohne . . . . (unleserlich) sicher ist, müßten Sie bedenken. Ich glaube es indes für meine Person mehr als zuviel. Hat er aber Kinder, aus erster Ehe, so müßte wohl auch deren Einwilligung in die Bürgschaft, welche er übernehmen will, (ohne diese ist die Sache nichts) rechtsgültig, gerichtlich und unter gehöriger Zuziehung und Einweihung deren etwaiger Vormünder wegen der prorogierten Gütergemeinschaft erwirkt werden.

Uebrigens ist . . . (unleserlich) doch gut, und ratsam. Das fällt mir jetzt ein.

x) Hochachtungsvoll und gehorsamst

Grabbe.

(In Eile!)

x) Hätte weitere Ueberlegung nicht bis Sonnabend Zeit?

Wäre es überflüssig, sich zu erkundigen, wieviel . . . (unles.) wert, quando und quoloco die . . . (unles.) geschehen? — Dazu ist williger (?) Takt gut, ob not ob unwert. Doppelte Sicherheit ist bisweilen besser. Zeigen Sie diesen Brief aber niemanden! Es ist bloß meine tolle Geldansicht."

Der Brief, aus dem über seine Zusammenhänge wegen der vielen unleserlichen Stellen (er ist anscheinend in höchster Hast geschrieben) nichts zu ersehen ist, wird hier nur der Vollständigkeit halber mitgeteilt.

Interessanter für den Grabbeforscher sind wiederum zwei, wenn auch kleine Zettel des Schülers Grabbe, die Buchbestellungen enthalten und bekunden, daß Grabbe schon als Vierzehn-, Fünfzehnjähriger angeregt las. Aus demselben Grunde beschäftigen wir uns mit einem Zettel von der Hand des alten Grabbe, der ebenfalls Buchbestellungen, u. a. sogar Tassos „Befreites Jerusalem" in der Ursprache und einer italienischen

Grammatik enthält. Die beiden Briefchen des jungen Grabbe lauten:

„Chr. D. Grabbe 1815.

Neue Sammlung von Reisebeschreibungen, von Campe für die Jugend bearbeitet, 7 Bände mit Kupfern, bitte ich mir zu übersenden. Da es zu unserem Schulgebrauch, besonders jetzt, gut ist, so möchte ich es gerne bald haben.

Ch. D. Grabbe."

„Abs. Stud. Grabbe.

Detmold, 12. July 1816.

An die Meyersche Buchhandlung,
zu Lemgo.

Die wohlfeile Original-Ausgabe von Schillers Geisterseher, welche bei G. J. Göschen in Leipzig zu haben ist, bitte ich mir so bald wie möglich zu übersenden. Pr. 9 ggr.

Die 9 ggr. erfolgen hierbei. Ch. D. Grabbe.

Detmold, den 12. Juli."

Der Vater Grabbe endlich erbittet unterm 14. Juli 1818:

„1) Sophoclis tragoediae septem, edidit Schaefer,

2) M. T. Ciceronis de officiis libri tres,

3) Gerusalemme liberata di Torquato Tasso,

4) Dizzionare della lingua italica, verlegt bei Tauchnitz,

5) Enzyklopädie der Archäologie der Griechen und Römer von Schaag, zwei Bände,

6) Grotefends lateinische Grammatik,

7) Galleti, Lehrbuch der Geschichte für Schulen,

8) Heinsius, Kleine deutsche Sprachlehre, zum Gebrauch für Schulen,

9) Italienische Grammatik von Filigs."

Zum Schluß unseres Anhangs sollen zwei Briefe Grabbes, die in der Wukadinowic'schen Ausgabe nicht vollständig wiedergegeben sind, durch Vergleich mit dem Original ergänzt werden: Wukadinowic VI., S. 40, steht ein Brief Grabbes an Luise Clostermeier (v. 4. Februar 1832): „. . . Sollte man glauben, daß mich, der ich mich und die Menschen verachte, noch Leute lieb hätten?"

Der Brief lautet im Original (Wukadinowic hat ihn als Fragment wiedergegeben):

„G. P. M.

Sehen Sie doch einmal diesen Brief an [223]), den ich aber heute abend zurückhole. Sollte man glauben, daß mich, der ich mich und die Menschen verachte, noch Leute lieb hätten?

Detm., 4. Febr. 32. Ihr Grabbe."

Bei Wukadinowic, V., S. 337, ist ein Brief Grabbes an Kettembeil, vom 25. November 1829, unvollständig wiedergegeben:

„Freund, mein sonst so trefflicher Abschreiber, ist krank und überdem lau . . . geworden —, er hat mir Heinrich VI. noch nicht ganz zurückliefern können. Sei aber mit dem Duncker pp. akkurat und melde bei ihm, ich wäre, falls Bühnen es wünschten, erbötig, ihm Barbarossa und Don Juan und Faust . . . dem Bedürfnis jedes Theaters anzuordnen. Daß Don Juan und Faust gut gehen, ist mir lieb. Weißt Du, daß Fr. Gleich in seinem . . . rächend . . . hat? Kaiser Heinrich VI. ist gewiß auch in Deinen Buchhändleraugen erhabener als Barbarossa, und es war keine kleine Kunst, und unter welchen Verhältnissen geschrieben. — aber eben der Trotz! — Ein Schauspieler Braunhofer, mein Freund, (!) ist in Mannheim, spielt da, benütz ihn so . . . in Mainz. Müßt mehr von Frankfurt aus in die Zeitungen sagen, z. B. per Mese (folgt Zitat) oder (folgt Zitat) und das sind für Heinrich VI. mittelmäßige Stellen. Und der Kerl, Don Juan, Sulla, Gothland, in einer Person. — Setzest Du Aschenbrödelszenen in Blätter? Sei fleißig, mach' Selbstrezensionen . . . mußt sie revidieren. O Gott

Dein Grabbe."

[223]) Hierunter sind folgende Bemerkungen von der Hand Luise Grabbes verzeichnet: „Dies hier bezielte Schreiben ist von Theodor von Kobbe und besitze ich dasselbe noch. — Auf den Ausdruck: „der ich mich und die Menschen verachte" wollte ich infolge des Gesprächs den Belana (Pseudonym für den Braunschweiger Schriftsteller Dr. Meyer der Luise Grabbe in Detmold besuchte. Anm. d. V.) aufmerksam machen, als ich die Billets hergeholt und beiseite gelegt. Während ich nun in das Nebenzimmer gegangen, hatte Herr Belana diese zu sich gesteckt, und mit in sein Logis genommen, ohne daß ich es geahnt."

Am Briefkopf oben rechts steht eine weitere Bemerkung Luisens: „N. B. Dieser Brief sowie ein Brief von Hrn. Schreiner ist an dem Unglück schuld, das mich mit dem Belana betroffen."

Der Verfasser hat versucht, diesen Brief nach Einsicht des in Dortmund liegenden Originals zu ergänzen, was ihm z. T. gelungen ist (einige Stellen sind in der Tat unleserlich):

„Freund, mein sonst so trefflicher Abschreiber, ist krank und überdem Kalkulator geworden, — er hat mir Heinrich VI. noch nicht ganz zurückliefern können. Sei aber mit Duncker pp. parat und melde bei ihm, ich wäre, falls Bühnen es wünschten, erbötig, ihm Barbarossa und Don Juan und Faust (fehlt nichts, sondern im Manuskript durchgestrichen!) dem Bedürfnis jedes Theaters anzuordnen. Daß Don Juan und Faust gut gehen, ist mir lieb. Weißt Du, daß Fr. Gleich in seinem . . . (unles.) rächend . . . (unles.) hat? Kaiser Heinrich VI. ist gewiß auch in Deinen Buchhändleraugen erhabener als Barbarossa, und es war keine kleine Kunst, und unter welchen Verhältnissen geschrieben, — aber eben der Trotz! — Ein Schauspieler Braunhofer, mein Freund (!), ist in Mannheim, gilt da, benutz' ihn so wie Korosy in Mainz. Müßt mehr von Frankfurt aus usw." (Von hier ab ist die in der Wukadinowic'schen Ausgabe enthaltene Fassung mit dem Original identisch.)

* * *

Dieser im Anhang mitgeteilte bescheidene Beitrag zur Grabbeforschung schließe zugleich auch unsere, den Briefen Chr. D. Grabbes gewidmete Untersuchung ab.

Ende.

Literaturverzeichnis.

Adams, P.: Grabbes Weltbild im „Herzog Theodor v. Gothland", Diss. Münster. In: Lit.-hist. Jahrbuch d. Görresgesellschaft Freiburg 1927.

Adams, P.: Zur Weltanschauung Chr. D. Grabbes, Münst. Anz. 1926, Beilage Am Weg der Zeit, vom Juli 1926.

Bartmann: Grabbes Verhältnis zu Shakespeare, Diss. Münst. 1905.

Bergmann, A.: Nachtrag zu Grabbes Werken, Euphorion Band 18 (1911).

Bergmann, A.: Grabbe im zeitgen. Bildnis Zeitschr. f. Bücherfreunde, Nov. 1922, S. 746—51, NF. Bd. 16.

Bergmann, A.: Wie Grabbe zu seiner Frau kam. Detm. Vaterl. Bl. Lipp. Mag. Nr. 5, Jahrg. 1925.

Bergmann, A.: Rothbergs Vollendung (Briefwechsel zwischen Ch. D. Grabbe und den Clostermeiers 1828/29). Unveröffentlicht. Im Manuskript eingesehen. Besitz des Herrn Bergmann.

Bergmann, A.: Vorwort zu Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", Leipzig o. J. Inselbücherei.

Blumenthal, O.: Nachträge zur Kenntnis Grabbes. 1875.

Devrient: Immermanns Direktion. In: Die Geschichte der deutschen Schauspielkunst, 1905, Bd. II, S. 322/29.

Duller: Grabbes Leben. In: Die Hermannsschlacht. Herausg. von Grabbes Witwe, Düsseldorf 1838.

Ebstein, E.: Grabbes Krankheit. In: Grenzfragen der Literatur und Medizin, 3. Heft, 1906.

Elmenreich, A.: Erinnerungen an K. Immermann, Dtsch. Wochenblätter, herausg. v. Rippler-Busse, 12. Jahrg. Bln. 1899. Bd. I, S. 24—28, 74—80.

Els, H. v.: Grabbe als Kritiker. Diss. Marburg 1914.

Fellner: Geschichte einer deutschen Musterbühne, Stuttg. 1888.

Friedrich, P.: Nachwort zur Grabbe-Ausgabe, Weimar 1923.

Friedrich, P.: Das Grabbebuch. Detmold 1923.
Georg, M.: Grabbes doppeltes Gesicht. Berlin 1922.
Gieben, J.: Grabbe in der nachschillerschen Entwickelung. Selbstverlag o. J.
Gottschall, R.: Grabbe (Biographie). Leipzig o. J.
Grabbe: Werke, herausg. v. Sp. Wukadinowic. VI Teile. Leipzig o. J. (nach der Ausgabe von Wukadinowic ist hier durchweg zitiert).
Grabbe: Werke, herausg. v. P. Friedrich. Weimar 1923.
Grabbe: Werke, herausg. v. O. Blumenthal. 1874.
Grabbe: Werke, herausg. v. E. Grisebach 1902.
Grabbe: Werke, herausg. v. O. Nieten. 1908.
Hallgarten: Aus dem Nachlaß Ch. D. Grabbes. II. Euphorion, Band VII, S. 758—64. Vgl. Lit.-Echo IV „Neues von Grabbe", S. 224 ff.
Hallgarten: Neue Grabbeforschungen. Lit. Echo, XII. Jahrgang, 1909/10, Sp. 1529—35.
Hamann, O.: Biologie deutscher Dichter und Denker. Wien 1923.
Harnack: Grabbe, Preuß. Jahrb., Bd. 150, Nr. 2.
Immermann: Memorabilien II. In: Werke. Bln. o. J. (Hempel) 19. Teil.
Jerrmann, E.: Besuch in Leipzig. In: Deutsches Museum, herausg. v. R. Prutz 1852. Jan.—Juni, S. 188—98.
Koch: Grabbe. In: Die Dichtung, Bd. XXV. Bln. o. J.
Köhrer: Grabbe. In: Graefs Beiträge zur Literaturgeschichte. Leipzig 1908.
Kutscher: Hebbel und Grabbe. Berlin o. J.
Laube: Das norddeutsche Theater. In: Werke Bd. 31, S. 90 ff.
Marcuse: Grabbe. In: Die Welt der Tragödie. Bln. 1923.
Meyer, R. M.: Grabbe. In: Deutsche Nation. Jg. 19, 1901, Nr. 10—11.
Moeller van den Bruck: Verirrte Deutsche. Minden i. W. o. J.
Müller von Königswinter, W. K.: Immermann und sein Kreis. Erz. eines rheinischen Chronisten. Bd. I.
Nieten O.: Grabbes Leben und Werke. Dortmund 1910.
Nieten, O.: Grabbe und die Romantik. Wissensch. Beilage zum Jahresbericht d. Duisburger Gymn. Duisburg 1911.
Nieten, O.: Neue Kunde über Grabbe. Nach ungedruckten Briefen Luise Grabbes. Westf. Mag. NF. Jg. 2. 1912. Nr. 12/13. Dortmund.

Oesterhaus: Grabbe, Blätter f. lipp. Heimatk., Detmold, Jg. 2. 1901, Nr. 2; Jg. 3. 1902, Nr. 1.

Piper, C. A.: Beiträge zum Studium Grabbes. Berlin 1899. (Vgl. Roethes Rezension i. Dtsch. Literatur-Zeitung 1901, Sp. 220—23).

Ploch: Grabbes Stellung i. d. Literatur. Leipzig 1905.

Poppenberg: Grabbegrotesken. Voss. Ztg. Beil. 1903. Nr. 24.

Seebaß: Neues von und über Grabbe, Ztschr. f. Bücherfrd. NF. 11. Jg., II., S. 178.

Scheer, Johannes: „Ein deutscher Dichter" in den „Dämonen". 2. Aufl. S. 194 f.

Schulte, W.: Das rätselhafte Westfalen. Pressealmanach Münster 1928, her. v. Kissenkoetter u. Hillekamps.

Schulte W.: Grabbes Hohenstaufendramen. Münster 1917. (Diss.)

Stolz: Grabbes Mahnung an die Schauspieler. Masken, Düsseldorf, IV. Jg. 1908/09.

Uechtritz, v.: Das Düsseldorfer Theater unter Immermanns Leitung. In: Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben, Düsseldorf, 1839.

Wagner: Aus Grabbes Düsseldorfer Tagen. 6 Briefe an Ziegler. Preuß. Jahrbuch, Nov. 1918.

Willkomm, E.: Grabbe („Blitze", Leipzig, 1846).

Wukadinowic: Grabbe contra Goethe. Bln. 1910. Berliner Tageblatt Nr. 220.

Ziegler, K.: Grabbes Leben und Charakter. Hamburg 1855.

Vita.

Ich, Carl Heinz Hillekamps, wurde als Sohn des katholischen Schulrektors Heinrich Hillekamps und seiner Frau Johanna, geb. Neigenfind, am 18. August 1905 geboren zu M.-Gladbach im Rheinland. Nach humanistischem Gymnasium in der Vaterstadt studierte ich in Berlin Deutsch, Geschichte, Volkswirtschaft, bei den Professoren Roethe, Hermann, Haacke und Sering, und arbeitete gleichzeitig journalistisch als freier Mitarbeiter an Berliner und größeren Provinzzeitungen. Ostern 1926 wurde ich als Redakteur an der Münsterschen Zeitung, Münster i. W., angestellt und studierte an der Westfälischen Wilhelms-Universität die gleichen Fächer bei den Professoren Schwering, Schwietering, Wätjen und Bruck. Seit dem 1. Oktober 1928 bin ich als Völkerbundkorrespondent deutscher Zeitungen in Genf beschäftigt. Am 21. Dezember 1928 bestand ich in Münster die mündliche Doktorprüfung.

Für die Gestaltung der vorliegenden Arbeit bin ich zu großem Dank verpflichtet den Herren Universitäts-Professoren Schwering und Schwietering (Münster), Bibliotheksdirektor Schulz (Dortmund), Professor Nieten (Duisburg), A. Bergmann (Weimar). Ich freue mich, diesen Dank auch an dieser Stelle abstatten zu können.